

4/09

FALLHÖHE

Scholien

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 04/2009

Institut für Wertewirtschaft, Wien

<http://wertewirtschaft.org>

scholien@wertewirtschaft.org

Zeitliche Drift

Geschätzter Leser!

Ich freue mich, nun die vierte Nummer in Angriff zu nehmen. Die Zählweise reflektiert in loser Weise den jeweils zu Ende gegangenen Monat, und beim Monat April konnte ich mich nun wirklich nicht eher als nach dessen Ende ans Niederschreiben meiner Gedanken machen. Mein April war von ausgeprägter Reisetätigkeit im Nahen Osten und in den USA geprägt. Treue Leser vermuten dahinter wohl sogleich eine Suche nach jener Mitte, die nicht zwischen den Extremen liegt, sondern sie umspannt. Doch stand kein größerer Plan dahinter, sofern man nicht im Schicksal den größten Plan zu erkennen glaubt.

Der Nachteil des Wortes, das länger Wort hält, weil im Druck verewigt, besteht in der Zeitspanne, die zwischen dem Gedanken und dem Leser liegt. Auch meine Geduld ist von der Schnellebigkeit der Zeit geschwächt. Ich schreibe nahezu in Echtzeit, meine Gedanken materialisieren sich so schnell wie ich denken kann im Text, darum scheinen mir die Tage, die der Druck und die Endfertigung dieser Büchlein benötigen, so lange. Ich denke also gerade langsam genug oder tippe gerade schnell genug, dieses Format ohne große Mühe zu

füllen. Allerdings gelingt mir das Schreiben in Echtzeit wie angedeutet nur mittels Tastatur; ohne Schulung finden dort meine Finger allein aus Gewohnheit blind den Weg. Das Schreiben mit der Hand, wiewohl romantischer und zeitlos praktisch, will nicht mehr so recht gelingen. Vielleicht überwinde ich mich nochmals dazu, die Handschrift zu üben, was bedeutet, sie für solche Zwecke auch zu verwenden, doch bisher änderte kein Bedauern über den Verlust dieser Grundfertigkeit etwas daran, daß mir handschriftlich Vermerktes auch sprachlich und inhaltlich weniger gelungen scheint als in die Tasten Getrommeltes.

So mußte ich dem Leser diesmal einige Tage mehr Wartezeit abverlangen, denn ausgerechnet im April verringerte sich die Laufzeit des Akkus meines mobilen Rechners plötzlich auf zehn Minuten. In der Garantie stand etwas von zwei Jahren, doch der Verkäufer fuhr mich entgeistert an, wie ich bloß glauben könne, dies erstrecke sich auch auf „Verschleißteile“. Ich lernte, daß Garantien nur für „Produkte“ gelten, und ein Akku sei kein „Produkt“, sondern eben eine Verschleißsache, die im Zuge der normalen Nutzung aufgebraucht werde. Das klang geradeso, als würde sich derlei Beiwerk nach dem Gebrauch ersatzlos in Luft auflösen. Ich assoziierte noch weiter: Wo der Laie auf schlechte Qualität und unverschämte

Geschäftspraktiken schlosse, würde es sich tatsächlich um Magie handeln, die bloß die tiefere Ordnung des Kosmos abbilde, welche von Uninitiierten keinesfalls hinterfragt werden dürfe.

So tippe ich nun mit reichlicher Verspätung, die aber nicht unbeabsichtigt ist: Da die Scholien wie stets betont von geradezu unverschämter Unkorruptierbarkeit sein wollen, ist mir die entstandene zeitliche Drift sehr willkommen, um jedem Diktat einer „Deadline“ zu entkommen, die ihrem Wortsinn nach schon viele Totgeburten verursacht hat.

Der treue Leser weiß, daß ich mich in dieser Publikation stets treiben lasse. Was undiszipliniert wirkt, nährt oft die Disziplin. Die zeitliche Drift der Reihe, die mir helfen wird, dann ein Monat nahtlos einzusparen, wenn es Not tut, ist freilich zuallererst der Faulheit geschuldet. Auf Englisch sagt man: *drifting along* und im Gegensatz zu unserem Treibenlassen ist diese Verbform aktiv. Das aktive Treiben erleichtert es, dann mit aller Kraft zuzupacken, wenn Wertvolles vorbeischwimmt.

Viele halten mich für ungemein fleißig, tatsächlich bin ich unglaublich faul. Faulheit treibt zu Höchstleistungen an. Das Lernpensum, das man am vorletzten Tag vor der Prüfung

schafft, übertrifft das, was man in einer ganzen Woche hätte leisten können, wenn man nicht gefaulenzt hätte. Oder ging es nur mir in der „Bildung“ genannten Prüfungsphase so?

Wenn es mir bloß noch gelänge, aktiv zu „driften“ und nicht bloß passiv zu treiben, solange mich nicht Stärkeres antreibt. Doch selbst beim Treibenlassen aus innerer Schwäche kann vieles reifen. Wieder wurde mir einiges klarer; um einen kleinen Teil davon zu vermitteln, muß ich den Leser wieder einladen, mit mir in Gefilde abzuschweifen, die so fern vom Tagesgeschehen liegen, daß uns nicht einmal ein verlässliches Zeitmaß zur Verfügung steht, um sie zu verorten.

Bedienungsanleitung

Bevor wir uns soweit treiben lassen, um das Motto dieser Ausgabe wieder ganz zufällig zu streifen, noch kurz die gewohnte Bedienungsanleitung zur Einführung (ich heiße die neuen Leser herzlich willkommen!) und Erinnerung: Die Scholien sind eine persönliche Sammlung von Notizen, die keinen fremden Zwecken dienen, keiner Systematik folgen, nicht gefallen wollen (aber dürfen) und eigentlich nicht zum Verkauf bestimmt sind. Wer das Institut für Wertewirtschaft

mit zumindest 5 € im Monat unterstützt, erhält neben unseren Analysen auch diese Publikationsreihe (falls gewünscht).

Wer auf Verweise im virtuellen Nirwana nicht verzichten möchte, den führt ein kleines Sonnentor ☼ aus dem Text jeweils zu einer Endnote mit der umfaßten Nummer, die hier aufgelistet ist: <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Unter der jeweiligen Ausgabe findet sich ein Verweis zu diesen Endnoten. Inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen und Kritik bitte auf elektronischem Wege an scholien@wertewirtschaft.org zu senden. Jede Nachricht wird gelesen, wenn auch nicht direkt per Email beantwortet. Da sich vieles eine Zeit lang setzen muß, kann ein Aufgreifen in den Scholien eine Weile dauern oder eher zwischen den Zeilen Wirkung entfalten; bitte darum um Geduld, bzw. Verständnis. Das Titelbild gestaltet die begnadete Künstlerin Ingeborg Knaipp, das Lektorat übernimmt meine sprachbegabte Mitarbeiterin Anna Mitteregger. Alle verbleibenden Widersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben. Diesmal mußte das letzte Drittel meiner Schrift unlektoriert bleiben, denn noch länger wollte ich den Leser nicht warten lassen. Anna ist es übrigens auch zu ver-

danken, daß ich Exzerpte der Literatur, die ich in den Scholien „am Rand“ kommentiere, mit den Lesern teilen kann. Da ich nie im Vorhinein weiß, was ich dann zitieren möchte, sind dazu stets viele tausend Seiten zu wälzen.

Das Format der Scholien soll ein beiläufiges Lesen in den kurzen Atempausen der Zivilisation ermöglichen, als Gefährte in der Jackentasche Wartezeiten zu überbrücken helfen. Die Scholien dürfen freilich auch in einem studiert werden, sind aber nicht als zusammenhängendes Werk, sondern als lose Sammlung von Briefen gedacht. Ganz im Sinne des Schriftstellers Jean Paul, der seine Bücher als „dickere Briefe an Freunde“ betrachtete. Oder um das Bildungsideal von Nicolás Gómez Dávila zu zitieren: An die Stelle einer dialektischen Darlegung des Universums solle ein Dialog zwischen Freunden treten, als Weckruf einer erwachten Freiheit an eine schlummernde (*diálogo entre amigos, llamamiento de una libertad despierta a una libertad adormecida*).✱¹✱

Zeiten der Krise

Das Thema der Wirtschaftskrise beginnt schon zu langweilen. Oft höre ich den Verdacht, daß es sich bloß um eine Inszenierung handle, so wie alle anderen Säue kurzlebiger Panik, die

durch das mediale Dorf getrieben werden. Leider – wiewohl ich es nicht bedaure – ist das Gegenteil der Fall: vielmehr war die „beste aller Welten“ des ewigen Wachstums größtenteils inszeniert. Wir können, wie bereits ausgeführt, die ablaufenden Dynamiken nicht dadurch erklären, daß sich eine mediengesteuerte Panik langsam ausbreite und rein „psychologisch“ zur Rezession führe. Zur Widerlegung dieser Ansicht genügt eine Rückschau auf die Medienberichte der letzten Jahre. Stets liefen die Schlagzeilen den Ereignissen hinterher. Genau wie die Zahlen, die uns mit heuchlerischer Präzision einlullen.

Hinsichtlich der quantitativen Vorhersagen von „Ökonomen“, die ich immer wieder zu kommentieren habe, kann ich nur eine Prophezeiung anbieten: Jede neue „Prognose“ wird etwas schlechtere Zahlen als die vorhergehende ausweisen. Selbstverständlich beschreiben diese „Prognosen“ nicht die Zukunft, sondern die Gegenwart. Bei politischen Prognosen schließlich – und heute steht die Ökonomie meist im Dienste der Politik – ist diese Charakteristik noch deutlicher ausgeprägt. Solche Prognosen spiegeln ausschließlich das wider, womit man in der Gegenwart davon kommen kann. Wenn man von böser Absicht ausgehen könnte und nicht bloß von Ahnungslosigkeit, würde man von frisierten Zahlen sprechen. Die quantita-

tiven Vorhersagen entsprechen den Zahlen, die jene Modelle hergeben, die zumindest eine Handvoll „Experten“ als „plausibel“ legitimieren (in der Regel, weil sie diese erstellt haben und verkaufen), unter Vermeidung grober technischer Fehler bei der Auswertung.

Deutlich wurde dies wieder bei den Budgetzahlen Österreichs, jener Insel der Seligen, in der die Menschen so selig sind, es immer erst als Letzte zu bemerken, daß die große Welt in dieser kleinen ihre Probe hält. Realitätsverweigerung ist die Devise. Würde die Republik nach denselben strengen Regeln bilanzieren, wie sie dies per Gesetz von Unternehmen einfordert, dann sähen die Zahlen freilich etwas anders aus – und sie sind schon in der geschönten Fassung erschreckend. Eigentlich müßten in der Bilanz zukünftige Ausgaben, wie etwa im Zuge des Pyramidenspiels „Pensionssystem“, als Rückstellungen erfaßt werden. Mein Kollege, der Ökonom Gregor Hochreiter, schätzt, daß eine solche gesetzeskonforme Staatsbilanz einen Schuldenstand enthüllen würde, der das Zehnfache des Jahresumsatzes betrüge. Ein Unternehmen mit solchen Zahlen würde man eindeutig als bankrott bezeichnen. Daher können wir uns nicht darauf verlassen und sollten auch gar nicht darauf hoffen, daß sich die „Krise“ als kurzer Me-

dienhype entpuppt und sanft entschwindet. In einer Gesellschaft, die in so großem Maße von billigem Geld abhängig ist, werden heftige Entzugserscheinungen nicht erspart bleiben.

Verschwörungstheorien

Der Umstrukturierungsprozeß könnte allenfalls dann aus den Schlagzeilen verschwinden, wenn sich die Aufmerksamkeit auf anderes richtet. Der überaus eigenartige Wirbel um die Schweinegrippe (erinnert sich noch jemand an die Vogelgrippe?), der mich in den USA nicht allzu weit von der mexikanischen Grenze erfaßte, wäre ein solches Beispiel. Wird Panik geschürt? Auch Verschwörungstheorien bieten sich wieder an. Mein Unterstützer Johannes Hühnler weist mich darauf hin, daß Donald Rumsfeld seine Finger bei *Gilead Sciences* im Spiel hat, dem Entwickler von Tamiflu. Jener Rumsfeld, den Nixon einst mit einer Mischung aus Bewunderung und Verachtung als „skrupellosen kleinen Bastard“ bezeichnete. Rumsfeld war bis zu seiner Berufung als Kriegsminister Vorstandsvorsitzender von Gilead und ist noch immer Aktionär. Ist es wahrhaft prophetisches Unternehmergeschick oder steckt mehr dahinter? Johannes Hühnler vermutet das Schlimmste, beruht allerdings ein wenig, daß sich Pandemien nicht so leicht

auslösen lassen, wie man meinen möchte, denn sie würden ein geschwächtes Immunsystem voraussetzen. Vitamin C und D seien der effektivste Schutz, also Obst und Sonnenschein. Ich dachte, Zitrusfrüchte hätten den höchsten Gehalt an Vitamin C, tatsächlich liegen diese eher auf den hinteren Plätzen. Ganz vorne liegt die Hagebutte, nach den exotischen Vitaminbomben Camu-Camu und Acerola.

Ich enthalte mich sonst lieber Spekulationen, in denen ich Wahrheit und Fantasie nicht auseinanderhalten kann. Und Rumsfeld währte ich doch schon fern der Macht. Ich spreche die Thematik hier an, weil ein weiteres Indiz in anderer Sache das Schlimmste befürchten läßt. Mich erreichte eine neue Nachricht zur berühmtesten Verschwörungstheorie überhaupt, der Ansicht nämlich, daß die offizielle Version zum 9/11-Anschlag die eigentliche Verschwörungstheorie sei und es sich tatsächlich anders zutrug. Im dänischen Fernsehen trat ein Wissenschaftler auf, der meint, den finalen Beweis erbracht zu haben, daß das World Trade Center nicht durch die Flugzeuge zum Einsturz gebracht wurde.⁽²⁾ Nun hechte ich nicht jeder neuen Meldung zum Thema nach, aber diese hier war doch aufsehenerregend. Wie ein offen zugänglicher wissenschaftlicher Artikel dokumentiert⁽³⁾, wurde im Staub der Unglücksstelle Nanothermit gefunden, ein nanotechnologisch

hergestellter Hitzeerzeuger aus winzigen Partikeln. Die Wirkung entspricht einem hocheffektiven Sprengstoff, der die Stahlträger zum Schmelzen gebracht hätte.

Ich bezweifle nicht, daß die Attentäter „echt“ waren. Doch erscheint es mir schon lange am plausibelsten, daß diese – vermutlich von ihnen selbst unbemerkte – Unterstützung und Deckung erhielten. Vor geraumer Zeit hatte mich der Journalist Justin Raimondo in einem persönlichen Gespräch von einer Geschichte überzeugt, die ich nur sehr widerwillig glauben wollte, weil sie mir so abwegig erschien. Doch Justins Belege waren so eindeutig, daß ich letztlich meinen Widerstand aufgab. Eine Gruppe von „Kunststudenten“ aus Israel waren nicht nur „zufällig“ Nachbarn von Mohammed Atta, sondern auch sonst fast überall dort anzutreffen, wohin es die Attentäter verschlug. Wie sich inzwischen herausgestellt hat, handelte es sich freilich nicht um Studenten, sondern um Agenten. Die Details sind haarsträubend und können im Netz nachgelesen werden.*⁴*

Kapitalaufzehrung

Noch scheint mir die Politik jedoch noch gar nicht ablenken zu müssen, denn die „Krise“ spielt den Herrschaften bislang

ganz gut in die Hände. Die künstlich orchestrierte „Öffentlichkeit“ bejubelt ihre Enteignung. Die private Tageszeitung „Österreich“ berichtet, daß 74% der Österreicher eine Vermögenssteuer wünschen, wie sie in Deutschland schon länger zur Diskussion steht. Genannte Zeitung steht übrigens für die übelste Sorte von Unternehmertum, die man sich denken kann: Man fabriziere ein Propagandablatt, um an staatliche Presseförderungen zu gelangen. Bei soviel vorauseilendem Gehorsam braucht es keine Zensur mehr.

Was ist so schlimm an einer Vermögenssteuer? Nicht, daß ich sonderlich viel Sympathie für jene habe, die im heutigen Österreich zu größeren Vermögen gekommen sind – um mich kurz von der stupiden Pauschalisierung anstecken zu lassen. Freilich gibt es darunter auch einige beeindruckende Unternehmer; diese müßten sich aber zumindest den Vorwurf gefallen lassen, keinen hinreichenden Beitrag gegen den Wahnsinn geleistet und sich zu oft mit dem Status quo arrangiert zu haben. Vorwurf ist allerdings ein zu hartes Wort, das wäre doch etwas präpotent; sagen wir: Einladung zum Nachdenken. Wo waren die Unternehmer, die in die Vermittlung der Grundlagen des Unternehmertums investierten?

Vermögen sind, wie ich schon einmal ausführte, stets Restbeträge – all das, was nach dem Abzug aller Steuern geblieben ist und nicht direkt verkonsumiert, sondern gespart oder investiert wurde. Zusätzliche Steuern auf solche Restbeträge bestrafen die Vermögensbildung zu Lasten des Konsums. Die Folgen wären verheerend – eine weitere Beschleunigung der Kapitalaufzehrung, ein letzter Kick in Richtung vollkommene Verarmung.

Dabei darf man sich nicht von Neidgefühlen irreführen lassen. Jener Vermögensbestand, der am meisten Neid weckt, ist der scheinbar unverdiente – das Erbe. Die Besteuerung von Erbschaften hat jedoch die schwerwiegendsten Auswirkungen. Es werden dabei negative Anreize zu Lasten von Vermögensbildungen gesetzt, die so langfristig sind, daß sie über die eigene Existenz hinausreichen. Die Folge ist eine deutliche Erhöhung der gesellschaftlichen Zeitpräferenz. Die Menschen neigen dann immer mehr dazu, im Alter alles Aufgebaute abzutragen, nichts mehr in ihre Häuser zu investieren, ihre Ersparnisse für sinnlosen Zeitvertreib zu verkonsumieren. Die Folge ist offensichtlich eine Beschleunigung der Kapitalaufzehrung, die aus der schleichenden Verarmung der Gesellschaft eine rasante macht. Viel schwerer scheinen mir freilich die moralischen Aspekte zu wiegen: es handelt sich um ekel-

hafte Leichenfledderei. Menschen, die ihr Leben lang etwas aufbauen und zusammensparen, um ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen, *nochmals dafür* zu besteuern, ist in meinen Augen eine der größten Unmenschlichkeiten überhaupt. Daß die moralischen Implikationen dieses Aktes den wenigsten in den Sinn kommen, erschüttert.

Krisenverlauf

Die Krisenbeobachter werden schon langsam ungeduldig, die schleichende Ausbreitung der Korrekturen zermüht; sehnt sich mancher gar schon nach einem finalen Knall? Die Sehnsucht liegt wohl darin begründet, daß ein Knall laut und deutlich hörbar wäre und die Kakophonie des Zeitgeists über-tönen könnte: als Gong, der zur gesellschaftlichen Sammlung und Orientierung aufruft.

Wo ist sie denn, die Hyperinflation?! Geduld. In Zeiten des Gedächtnisschwunds und der Massenmanie ist das „Vertrauen“ zunächst langsam korrodierend, sodann heftig brechend. Wie vorhergesehen geht die Politik allerorts den einfachsten Weg: weitere Verbilligung der Kredite, Ausweitung der Verschuldung. Bald wird man die Menschen vermutlich dafür

bezahlen, sich zu verschulden. Klingt absurd, wäre aber nicht das erste Mal.

Apropos Gedächtnisschwund: die letzte Hyperinflation in Europa stellt sogar jene in Simbabwe in den Schatten – entgegen der verbreiteten Ansicht, daß dies bloß „afrikanische“ Verhältnisse wären. Sie ist vermutlich schon längst vergessen, denn sie fand vor mehr als einem Jahrzehnt statt. Ich spreche von Serbien-Montenegro. 1994 hatte dort die Teuerung 313 Millionen Prozent pro Monat (!) erreicht. Zum Vergleich: Die höchste Teuerung während der Weimarer Hyperinflation der 1920er-Jahre betrug 32.400 Prozent pro Monat. Der Geldschein mit dem bisher höchsten Nennwert der Geschichte wurde damals in Serbien-Montenegro gedruckt: 500 Billionen Dinar. Der Gegenwert betrug damals wenig mehr als einen Euro.

Das heute unabhängige Montenegro beendete die Hyperinflation damit, die D-Mark und schließlich den Euro als Währung zuzulassen. Viele Länder versuchen dem Schwund der eigenen Währung durch die Flucht in eine relativ härtere ausländische Währung zu entkommen. Dies ist allerdings eine gefährliche Strategie, wie das Beispiel Argentiniens zeigte.

Aktuelle Beispiele sind Ecuador und Costa Rica. Informell erfolgen dort bereits zwei Drittel der Transaktionen mit Dollar. Freimarktwirtschaftliche Kräfte fordern dort seit langem die „Dollarisierung“. Dahinter steht die kurzfristig berechnete Annahme, dem eigenen Regime weniger vertrauen zu können als dem US-Regime. Langfristig könnte sich diese Annahme jedoch als teurer Fehler erweisen, der womöglich der letzte Sargnagel marktwirtschaftlichen Denkens in Lateinamerika sein wird.

Wie sieht es in den USA aus? Ich hatte erhofft, bei einem Besuch in Los Angeles, von dem ich eben zurückkehrte, eine Momentaufnahme zu erheischen. Freilich erwies sich die Destination als ungeeignet. Die Unterhaltungsindustrie ist eine der letzten, die noch floriert. Brot und Spiele? Die Nachfrage nach billigen Formen der Unterhaltung wie DVDs weist jedenfalls steigende Tendenz auf. Hollywood geht es daher noch ganz gut. Hinzu kommt die Lebenseinstellung vor Ort, die sich vom „Krisengerede“ die Freude nicht verderben lassen will. Das Thema ist natürlich dominant, und schon wesentlich deutlicher bei den „einfachen Menschen“ angekommen als bei uns, die *Small Talks* beginnen so selbstverständlich bei der Wirtschaftslage wie zuvor bei der Wetterlage. Die Bettler haben ernüchternde Konkurrenz von älteren Herren im An-

zug erhalten, die vor Luxushotels versuchen mit ihrer dramatischen Lebensgeschichte „vom Millionär zum Tellerwäscher“ ein paar Dollar zu schnorren. Viele betteln schließlich auf offener Straße nicht mehr bloß um Dollar, sondern in der Tat um Arbeit. Mehrmals wurde ich, als Europäer stets etwas *overdressed*, verzweifelt angebettelt, doch den jeweiligen Bittsteller für mich arbeiten zu lassen. Lassen Sie mich ein paar Dollar verdienen, bitte! Das erste Mal seit den 1930ern hat die Arbeitslosigkeit in den USA zweistellige Zahlen erreicht. Die meisten US-Bürger haben bereits die Hälfte ihres vermeintlichen Vermögens verloren. Kein Wunder, daß diese Bewertungskorrekturen zwischenzeitlich zu Erscheinungen führen, die nach „Deflation“ aussehen. Der Preisverfall in vielen Bereichen ist ein gutes Alibi für weitere Inflationierung, da ja heute Teuerung und Ausweitung der Geldmenge gleichgesetzt werden. Tatsächlich können Inflation und Preissenkungen für gewisse Zeiträume auch Hand in Hand gehen.

Der Ökonom Gerald O'Driscoll, den ich in den USA kennenlernte, gab sehr bestimmt folgende Vorhersage ab: *The US is heading the way of Argentina*. Er half mir, eine weitere Dynamik zu verstehen: Ein *downgrading* des Schuldners USA, die Herabstufung der staatlichen Kreditwürdigkeit, hätte schwere Auswirkungen und würde daher mit allen Mitteln

verhindert werden. Es gilt, daß kein Unternehmen besser als der jeweilige Staat bewertet wird. Eine Herabstufung des Staates vom AAA-Rang („triple A“) würde also eine Herabstufung der Unternehmen nach sich ziehen und deren Kreditkosten massiv erhöhen. Hier wird der Anreiz deutlich, der hinter dem merkwürdigen Verhalten des Industrievertreters steht, den ich in der letzten Ausgabe zitierte. Es ist davon auszugehen, daß den Bewertungsinstituten bald politische Fesseln angelegt werden, bzw. einzelne Institute als willfährige Erfüller Monopolpositionen erringen.

Ein kleiner Blick auf den historischen Gegenpart der US: Rußland. Mein Freund Jaroslav Romanchuk, einer der Führer der weißrussischen Opposition und ausgewiesener Kenner der Hintergründe in der Region, gab mir folgende persönliche Einschätzung: Rußland würde mindestens 70 Prozent seiner Banken verlieren und innerhalb eines Jahres instabil werden. China hält sich hingegen noch ganz gut, interessanterweise wurden die Goldreserven vor kurzem auf nun mehr als 1000 Tonnen fast verdoppelt.

Eine interessante Nachricht auch aus dem Iran, auf den ich noch ausführlicher zu sprechen kommen werde: Der islamische Ökonom Imad-ad-Dean Ahmad hat mir erzählt, daß er

über einen diplomatischen Kontakt Präsident Mahmud Ahmadi-Neschäd einen Brief zukommen ließ, welcher er ein islamisches Plädoyer für eine goldgedeckte Währung enthielt. Zwar blieb eine direkte Antwort aus, doch kurz darauf erhöhte der Iran ebenfalls seine Goldreserven.

Und das gute alte Österreich? Nur eine kleine Illustration zur Einschätzung: Pro Kopf wurden 35.000 € an Krediten in Osteuropa vergeben. Die reale Staatsverschulung pro Kopf ist vermutlich etwa doppelt so hoch.

Fallhöhe

Man meint, gegenwärtig eine Art gesellschaftlicher Erwartungshaltung zu spüren, vor einem tiefen Fall zu stehen. Viele ahnen, daß die „Wirtschaftskrise“ sie noch heftiger treffen wird als es bisher der Fall war. Wandert unsere Gesellschaft tatsächlich am Rande eines Abgrunds? Wie tief wird der Fall?

Ich Sorge oft für Verwirrung, indem ich zugleich für ungeschönten Realismus und leichtmütigen Optimismus eintrete. In Wien sagt man gerne: Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst. Diese Einstellung habe ich bereits beschrieben: Ist die Apokalypse nicht zu verhindern, machen wir uns wenigstens eine Gaudi daraus (der aus dem Lateinischen stammende

Dialektausdruck für Spaß). Mein Zugang stellt dies auf den Kopf, ohne den Schalk gänzlich aufzugeben: Die Lage scheint mir ernst, aber nicht tragisch.

Dem Theater, das sich gerade abspielt, fehlt nämlich die wesentliche Voraussetzung, um eine glaubwürdige Tragödie abzugeben: Ohne Fallhöhe ist's keine Tragödie. Diesen Hinweis habe ich Ingeborg Knaipp zu verdanken, die nicht nur mein ästhetisches, sondern oft auch mein sprachliches Gewissen spielt.

„Tragisch“ ist ein Theaterstück dann, wenn es den besonders tiefen Fall von Charakteren nachzeichnet. Als Fachausdruck steht dabei die Fallhöhe für das Ausmaß der Tragik. Als Urheber der Formulierung gilt Batteux, der als dramaturgisches Rezept prägt: *Le degré d'élévation où ils sont, donne plus d'éclat à leur chute*. Die Höhe der Charaktere gibt ihrem Fall mehr Gewicht. Darum ist die Tragödie den oberen Ständen der Gesellschaft zugeordnet, sie zeichnet die Schicksale von Fürsten und Helden nach. Dem Bürgertum hingegen entspricht als Ausdrucksform die Komödie und dem Proletariat die Farce. Darum spricht man in der Theaterwissenschaft auch beim Prinzip der Fallhöhe von der „Ständeklausel“.

Schopenhauer erklärt dies so: *Euripides selbst sagt: jeu, jeu, ta megala, megala kai pascei kaka [Wehe, wehe, Großes muß auch große Übel erleiden]. Nun aber sind die Umstände, welche eine Bürgerfamilie in Noth und Verzweiflung versetzen, in den Augen der Großen oder Reichen meistens sehr geringfügig und durch menschliche Hülfe, ja bisweilen durch eine Kleinigkeit, zu beseitigen: solche Zuschauer können daher von ihnen nicht tragisch erschüttert werden. Hingegen sind die Unglücksfälle der Großen und Mächtigen unbedingt furchtbar, auch keiner Abhülfe von außen zugänglich; da Könige durch ihre eigene Macht sich helfen müssen, oder untergehn. Dazu kommt, daß von der Höhe der Fall am tiefsten ist. Den bürgerlichen Personen fehlt es demnach an Fallhöhe.* ⁽⁵⁾

Die Frage, die sich für mich stellt, ist: Kann man tief fallen, ohne vorher hoch gestiegen zu sein? Offenbar hängt es doch stark von der Einschätzung des Status quo ab, wie groß unsere Panik vor dem Fall ist. Wir können erwarten, daß jene, die die Moderne, die eigentlich eine Postpostmoderne ist, für die historisch höchste Stufe der Menschheit halten, den tiefsten Fall zu befürchten haben. Womöglich empfinde ich deshalb keine Panik, weil mein Blick auf die Gegenwart mittlerweile so kritisch ist, daß mir der Abschied nicht schwer fiele und ich mit Neugier auf ein mögliches anderes Zeitalter blicke.

Um die Tiefe des Falls, in dem wir uns befinden, zu ergründen ist also zunächst die Fallhöhe zu bestimmen. Dies mag paradox erscheinen: Hilfreicher als jedes quantitativ-praktische Abschätzen des ökonomischen Bodens ist das qualitativ-theoretische Ausloten des historischen Plafonds. Dazu müssen wir das uns prägende Weltbild jedoch zumindest für einen Moment auf den Kopf, oder vielmehr vom Kopf auf die Füße stellen.

Untergang des Bürgertums

Das Geschichtsbild des bürgerlichen Zeitalters, das bis heute fortwirkt, folgt der Whig'schen Geschichtstheorie, die ich bereits erläutert habe. Die Geschichte sei eine stete Reihe der Durchsetzung des Fortschrittlicheren, d.h. des Besseren, über das Schlechtere, Überholte. Die Gegenwart sei daher stets das bestmögliche „Ende der Geschichte“.

Das Interessante am Zeitalter des Bürgertums ist dessen unglaublich kurzer Bestand und rasantes Ende. Als *tiers état*, dritter Stand, begehrten die Bürger auf, um kraft ihrer Überzahl an die Spitze der Gesellschaftsordnung zu gelangen. Die dazu notwendige und nützliche Ideologie war der Liberalismus. Einst stellte dieser Liberalismus den *Mainstream* dar,

den größten Flügel der Progressiven. Bei dieser bürgerlichen, freimarktwirtschaftlichen Richtung handelt es sich um die historischen „Linken“, da die Vertreter des Bürgertums im französischen Parlament links saßen. Im 19. Jahrhundert stellten liberale Parteien meist die Mehrheit.

Diese liberale Vorherrschaft dauerte jedoch nicht lange. Heute bilden klassisch Liberale eine winzige Minderheit am äußersten Rand des heutigen politischen Spektrums - paradoxerweise am vollkommen konträren Ende, neben den „Konservativen“, ihren historischen Gegnern. Es gibt mittlerweile so wenige Liberale im historischen Sinn, daß die meisten Menschen in Europa wohl noch nie einen getroffen oder auch nur gehört oder gelesen haben, allen Unkenrufen einer Vorherrschaft des Neoliberalismus zum Trotz.

Was ist passiert? Die bürgerliche Revolution durchlief den natürlichen Zyklus von Revolutionen in erhöhtem Tempo. Friedrich Engels schrieb anlässlich der liberalen Revolution von 1848 diese prophetischen Worte: *Die Herren glauben wirklich, sie arbeiteten für sich selbst. Sie sind beschränkt genug zu glauben, daß mit ihrem Siege die Welt ihre definitive Gestaltung bekomme. Und doch ist nichts augenscheinlicher, als daß sie nur uns, den Demokraten und Kommunisten, den Weg bahnen, daß sie*

*höchstens einige Jahre unruhigen Genusses erobern werden, um alsdann sofort wieder gestürzt zu werden. Überall steht hinter ihnen das Proletariat ... Kämpft nur mutig fort, ihr gnädigen Herren vom Kapital. Wir haben euch vorderhand nötig, wir haben sogar hie und da eure Herrschaft nötig. Ihr müßt uns die Reste des Mittelalters und die absolute Monarchie aus dem Wege schaffen, ihr müßt den Patriarchalismus vernichten, ihr müßt zentralisieren, ihr müßt alle mehr oder weniger besitzlosen Klassen in wirkliche Proletarier, in Rekruten für uns verwandeln, ihr müßt uns durch eure Fabriken und Handelsverbindungen die Grundlage der materiellen Mittel liefern, deren das Proletariat zu seiner Befreiung bedarf. Zum Lohn dafür sollt ihr eine kurze Zeit herrschen ... Aber vergeßt nicht: Der Henker steht vor der Tür.*⁶*

Das Wort Revolution kommt von revolvare, das bedeutet auf Latein „umlaufen“, beschreibt also eine Bewegung, die zu ihrem Anfangspunkt zurückkehrt, sich im Kreis dreht, allenfalls einen gewissen Wirbel und damit Sog erzeugen kann. Nicolás Gomez Dávila bringt gut auf den Punkt, wie sich Revolutionen insbesondere mit Beginn des demokratischen Denkens immer schneller im Kreis drehen, sodaß die einzige Errungenschaft ein Drehwurm ist: *Toda revolución democrática consolida al estado. El pueblo revolucionario no se alza contra el estado omnipotente, sino contra sus poseedores momentáneos. El*

pueblo no protesta contra la soberanía que lo oprime, sino contra sus detentadores envidiados. El pueblo reivindica la libertad de ser su propio tirano. ¶⁷ Jede demokratische Revolution konsolidiert den Staat. Das revolutionäre Volk erhebt sich nicht gegen den allmächtigen Staat, sondern gegen dessen gegenwärtige Repräsentanten. Das Volk protestiert nicht gegen die souveräne Macht, die sie unterdrückt, sondern gegen die Machthaber, dies es beneidet. Das Volk fordert die Freiheit, sein eigener Tyrann zu sein.

Eine besonders gelungene Beschreibung dieser Dynamik vom Auf- und Abstieg des Bürgertums gelang Panajotis Kondylis in seinem Buch *Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform*, auf das mich Paul Gottfried aufmerksam machte. Wie Kondylis richtig beobachtet, sind Revolutionen kaum jemals Massenbewegungen, sondern entstehen *vielmehr aus der Polemik einer eher kleinen sozialen Minderheit gegen das herrschende Weltbild. Die Änderung des Weltbildes stellt daher eher einen symbolischen Akt dar, der den Sieg jener Minderheit gegen die offiziellen Vertreter des alten Weltbildes bestätigt, denn eine Umwälzung der Banalitäten alltäglicher Erfahrung, vor deren Hintergrund sich das Leben der meisten Menschen oder der allergrößte Teil des Lebens aller Menschen abspielt.* ¶⁸

Um die breite Masse zu gewinnen, müsse erst die Radikalität der Revolution zu einem neuen Konformismus werden. Diese Dynamik beschreibt Kondylis anhand der nachbürgerlichen Kulturrevolution, die um das Jahr 1968 neue „Radikale“ gewann und im Laufe der kommenden Jahrzehnte den „Marsch durch die Institutionen“ antrat: *aus der wilden kulturrevolutionären Verachtung der guten Manieren wurde das spontane Duzen, der offene Ton, das freie Vokabular, das Küssen und die Umarmung als Begrüßungsformen, aus der kulturrevolutionären ostentativen Vernachlässigung der Kleidung wurde die modische Vorliebe für den offenen Kragen und das Räuberzivil, aus den kulturrevolutionären Orgien wurde die wachsende Selbstverständlichkeit des Ehebruchs, der getrennte Urlaub oder der Partnertausch. Solche Verhaltensweisen bildeten gleichsam eine Domestizierung der Kulturrevolution vor allem für den Gebrauch einer mittleren Schicht, die über gesteigerte Konsummöglichkeiten verfügt und sich ansonsten bemüht, Nonchalance mit Schick zu verbinden, durch genauere Kenntnis der Weinmarken Verfeinerung an den Tag zu legen, auf exotischen Reisen das „Abenteuer“ durch die Vermittlung von Agenturen zu erleben oder auf gesicherter Existenzbasis ökologisches Bewußtsein zu entwickeln.*

Noch bissiger beschreibt Kondylis diese letzte antibürgerliche Etappe der bürgerlichen Revolution als den *Aufstand von*

verwöhnten Kindern gegen kastrierte Eltern, die sich im sicheren Rahmen des „Rechtsstaates“ entfaltet habe.

Eben erschien eine autobiographische Polemik, die die Phase der zum Konformismus gewordenen Radikalität, offenbar ganz schön illustriert: In seinem Buch *Unter Linken. Von einem, der aus Versehen konservativ wurde* beschreibt der Journalist Jan Fleischhauer „den Aufstieg der Linken von einer Protestbewegung zur kulturell dominierenden Herrschaftsformation“. Er beschreibt sehr bissig sein Aufwachsen in „behüteten“ Verhältnissen, die „links behütet“ gewesen wären. Bürgerlich durch und durch, aber eben konformistisch-antibürgerlich. Nun definiert sich Fleischhauer in bewußtem Gegensatz zu seinem Elternhaus, wie das oft vorkommt. Wie das „Antibürgerliche“ die Vollendung und Rückführung der bürgerlichen Revolution ist, spiegelt die Negation oft bloß das, was sie verleugnet. Fleischhauer beschreibt den Weg, den heute viele geneigt sind zu gehen, aber nicht weit gehen können, weil er ebenso eine Sackgasse ist. Fleischhauer findet, und das läßt sich nach wenigen Seiten diagnostizieren, zunächst zur Negation des „Linken“ im Neokonservatismus als vermeintlich „rechte“ Einstellung. Die Werbung, die vermeintliche „Linke“ dafür gemacht haben, zahlt sich langsam aus. Aber die Beobachtung von Fleischhauer ist korrekt, nur

noch nicht richtig eingeordnet und verarbeitet: *Die Linke hat gesiegt, auf ganzer Linie, sie ist zum juste milieu geworden. [...] Wer links ist, lebt in dem schönen Bewusstsein, im Recht zu sein, ja, einfach immer recht zu haben. Linke müssen sich in Deutschland für ihre Ansichten nicht wirklich rechtfertigen. Sie haben ihre Meinung weitgehend durchgesetzt, nicht im Volk, das störrisch an seinen Vorurteilen festhängt, aber in den tonangebenden Kreisen, also da, wo sie sich vorzugsweise aufhalten. Sicher, unterwegs haben sie ein paar Niederlagen einstecken müssen. Sie haben den Kampf gegen das Kabelfernsehen verloren, und sie haben auch die Wiedervereinigung nicht verhindern können, aber all das schrumpft im Rückblick zu Nebensächlichkeiten. Die andere Seite weiß noch nicht einmal, wie sie sich selber nennen soll. Niemand in Deutschland, der noch bei Trost ist, bezeichnet sich selbst als rechts. Bürgerlich vielleicht, oder konservativ, aber selbst das nur mit angehaltenem Atem. Rechts ist nicht die andere Seite des Meinungsspektrums, es ist ein Verdammungsurteil.*⁹⁾*

Heute wird oft die Vorstellung bemüht, insbesondere von den wenigen „übriggebliebenen“ Liberalen, daß die bürgerliche Revolution doch Bestand hatte und ihre marxistischen Gegner überlebt habe. Nach dem Ende des Sowjetkommunismus habe ein neoliberaler Kapitalismus den „Kampf der Ideen“ gewonnen. Das ist natürlich grober Unsinn, der sich hinter

großen ideologischen Begriffen versteckt. Kondylis ist in seiner Schlußfolgerung vollkommen recht zu geben: *So betrachtet ist es freilich eine optische Täuschung, den Zusammenbruch des Marxismus als Sieg des Liberalismus zu deuten. Vielmehr muß gesagt werden, daß mit dem Marxismus auch die letzten Überbleibsel bürgerlicher Weltanschauung die Bühne der Geschichte verlassen haben. Der Marxismus war ja die letzte große weltanschauliche Synthese, die sich in enger Berührung mit dem bürgerlichen Denken herausbildete und dessen wesentliche Prämissen teilte.*

Der Leser wird sich vielleicht gewundert haben, als ich von einer Minderheit von Liberalen sprach. Oft hört man die Interpretation, daß die liberalen Parteien ihre Bedeutung verloren hätten, weil nun alle „liberal“ wären. Das ist, so wie es gemeint ist, Unfug; so wie es dasteht, allerdings korrekt. Die historische Bewegung der Liberalen fand ihre nahtlose Fortsetzung in sozialistischen und schließlich postbourgeois Ideen. Der politische Inhalt hat sich allerdings um 180° gedreht, es kam zu einer vollkommenen Umdeutung des klassischen Liberalismus, die Panayotis Kondylis die „massendemokratische Umdeutung“ nennt. Paul Gottfried formuliert dies noch schärfer: *Obwohl Bruchstücke eines älteren Liberalismus an das Selbstbild des gegenwärtigen Regimes geheftet wurden,*

*ist die Kontinuität Großteils erfunden. Jene, die sie annehmen, übersehen einen Vatemord, nämlich den Mord am Liberalismus des 19. Jahrhunderts durch die „liberalen“ Sozialplaner des 20. Jahrhunderts.*¹⁰**

Hier stimme ich nur zum Teil zu. Vatemord bringt es zwar auf den Punkt, doch scheint mir die Perspektive zu übersehen, daß der alte Liberalismus einst unter denselben Vorzeichen zur siegreichen Ideologie wurde. Heute erscheint der klassische Liberalismus als *lost cause*, als verlorene Sache, einst war er die große, dynamisch vorpreschende Hoffnung der Zukunft, die sich dann so ganz anders abspielte, als sie das liberale Drehbuch vorsah.

Ich bin ein großer Freund der *lost causes*, darum gewann der klassische Liberalismus auch mein größtes Interesse. Ich halte es ganz mit Richard Weaver, der das Studium der Geschichte solcher verlorener Posten aus pädagogischen Gründen empfiehlt: *Vielleicht brächte unsere Bildung humanere Ergebnisse, wenn jeder die intime Kenntnis einer kohärenten Idee gewinnen müßte, die unterlag. [...] Es tut jedem gut, sich einmal auf die Seite der Unterlegenen zu schlagen und den geschichtlichen „Fortschritt“ aus den Augen jener zu betrachten, die liegen blieben. Ich kann mir keinen besseren Weg vorstellen, der stupiden „Whig“-*

Theorie der Geschichte entgegenzuwirken, mit ihrer bequemen Annahme, daß jede Sache, die sich durchsetzen konnte, es verdient hatte, sich durchzusetzen, eine Art pragmatischer Degradierung der älteren Theorie der Vorsehung.⁽¹¹⁾*

Diese Whigsche Interpretation der Geschichte wurde im letzten Jahrhundert deutlich und schmerzhaft durch die Geschichte widerlegt. Trotzdem lebt das Geschichtsbild weiter in unserer Moderne 2.0. Diese Moderne, zweiter Versuch, beginnt hierzulande, nach der kollektiven Amnesie, mit einem neuen Geschichtsbeginn nach dem Wahnsinn des 20. Jahrhunderts. Doch sie wechselt die Lager. Wenn die Revolution so weit fortgeschritten ist, daß sie eifersüchtig bewahrt werden muß und eine neue Schicht von „Konservativen“ nährt, ist der Boden bereitet für neue „Revolutionäre“, die den Kreislauf wieder rückwärts zu seinem Ende führen.

Die bolivarische Revolution

Neue Radikalität scheint eben aus Lateinamerika genährt zu werden. Hugo Chávez arbeitet daran, als T-Shirt-Motiv „Chá“ in die Geschichte einzugehen; als konsumierbares, konformistisches Symbol der professionell orchestrierten Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, ohne diese je-

doch wirklich in Frage zu stellen. Kürzlich lernte ich Jorge Fernando Quiroga Ramírez kennen, einen jener „neoliberalen“ Präsidenten Lateinamerikas, die nun nach und nach unterliegen, was nicht sonderlich überrascht. Quiroga regierte von 2001 bis 2002 jenes Land, das Namensträger des von Chávez bemühten Revolutionärs ist. Er überraschte mich, indem er einen ausgesprochen guten Eindruck bei mir hinterließ – Politikern kann ich ja sonst wenig abgewinnen. Quiroga schien mir prinzipienorientiert und hochintelligent. Chávez hält er für eine große Gefahr. Dieser sei ein politisches Genie mit photographischem Gedächtnis, der sehr strategisch vorgehe. Eigentlich sei er sehr pragmatisch, alles ordne er dem Ziel unter, möglichst viel Macht zu erringen. Venezuela bezeichnet Quiroga als *petrol tyranny*, Erdöltyrannis. Seit 2000 habe Chávez systematisch und mit viel Geschick daran gearbeitet, auch Bolivien von seiner „Revolution“ zu erfassen. Heute sei er der Führer des weltgrößten multinationalen politischen Unternehmens, das sich nach dem Franchise-System ausdehne. Die größte Gefahr sieht Quiroga darin, daß Chávez die Strukturen der organisierten Kriminalität in Lateinamerika nützen und zu einer supranationalen staatsnahen Mafia vereinen könnte. Chávez besitzt eine Armada von westlichen Intellektuellen, die sich von ihm, wie einst von

Stalin, verführen lassen und auf die öffentliche Meinung einwirken. Zwei Filme stehen laut Quiroga vor der Veröffentlichung, die eine verhängnisvolle Wirkung entfalten könnten: „The economic titanic“ und „The petrol pirat of the Carribean“. Ich konnte dazu allerdings selbst noch keine Belege finden.

Freilich sieht Quiroga das angebliche „Gegenmodell“, die ökonomische Titanic der USA, durchaus kritisch. Er spricht von *Chimerica*, einer Kombination von Chimäre und Amerika. Deren Modell beruhe auf Konsum und Verschuldung, das einzig sinnvolle Gegenmodell bestünde in Sparen und Produktion. Die Weltwirtschaft habe momentan nicht nur einen platten Reifen, sondern vielmehr einen strukturellen Motorschaden.

Simón Bolívar, der Namensgeber der „bolivarischen Revolution“ und von Bolivien, ist übrigens ein wunderbares Beispiel für die Revolution, die von ihren Kindern gefressen wird. Bolívar führte einst das gehobene Bürgertum der Großgrundbesitzer in die Schlacht gegen den europäischen König. Die Unterschicht und die Indios standen auf der Gegenseite, sie unterstützten den König. Was wie eine Ironie der Geschichte aussieht, daß die einstigen Gegner Bolívars nun in dessen

Namen das Bürgertum plündern, ist tatsächlich notwendige Konsequenz.

Der Fuchs, der die Schlaueheit verlor

Daß Quiroga persönlich einen guten Eindruck auf mich machte, möge man nicht als generelle Parteinahme interpretieren. In Lateinamerika sind freilich die politischen Übel so groß, daß kleinere Übel sehr positiv herausragen. Den zentralistischen Modernisierern, die Anlaß zum Kampfbegriff des „Neoliberalismus“ gaben (der nichts mit dem historischen Neoliberalismus zu tun hat), bin ich eher abgeneigt. Einen zweiten Repräsentanten dieser Art traf ich ebenfalls: Vicente Fox Quesada, mexikanischer Präsident zwischen 2000 und 2006. Fox hinterließ einen überaus schlechten Eindruck bei mir. Es ist sicher kein Zufall, daß er bekannter und populärer als Quiroga ist und sich länger an der Macht halten konnte.

Ursprünglich lautete sein Familienname Fuchs, er stammt von deutschen Immigranten ab, die in den USA lebten. Sein Großvater kam aus Ohio und erlebte offenbar den amerikanischen Traum. Jedenfalls bezieht sich Fox stolz auf ihn und möchte diesen Traum auch in Mexiko möglich machen. Er selbst ging ebenfalls *from rags to riches*, er machte in relativ

jungen Jahren beim mexikanischen Ableger von Coca-Cola Karriere. Wir Mexikaner sind doch auch Amerikaner, sagt er, und wir teilen diesen Traum. Als Proponent einer globalisierten, „flachen“ Welt tritt er energisch gegen die Mauer auf, die die USA gegen mexikanische Immigranten aufziehen.

Seine politischen Rezepte sind „modern“ und klingen daher altbekannt: Es brauche „Chancengleichheit“, „kraftvolle Sozialpolitik“, staatlich orchestrierte „Bildung“, „Abschaffung“ des Hungers und politische Globalisierung unter der Schirmherrschaft einer militärisch aufgerüsteten UNO. „Neoliberalismus“ eben, um mir einen gehässigen Kommentar zu erlauben. Das allerwichtigste aber sei die Frauenförderung, denn das 21. Jahrhundert werde das Jahrhundert der Frauen und das Jahrhundert Lateinamerikas. Darauf folgte ein herzliches Loblied auf seine Gattin.

Diese Gattin soll der Schlüssel zu Fox sein. Es handelt sich dabei um seine ehemalige Pressesprecherin, die er in zweiter Ehe nach dem Amtsantritt heiratete. In Mexiko schwirrt dazu eine eigenartige Theorie umher. Als ich einer mexikanischen Bekannten eröffnete, daß ich überrascht war, wie intellektuell inkohärent das Geplapper von Fox war, meinte sie: ja, das wisse man in Mexiko, er habe intellektuell stark abgebaut.

Seine neue Gattin soll ihm ein bestimmtes Gift in ein Getränk gemischt haben, so das Gerücht, um ihn gefügig zu machen. Das ist einmal eine originelle Rationalisierung für die immerwährende Enttäuschung der Wählerschaft. Als ihn noch alle begeistert umjubelten (Fox galt vielen als Erlöser, der Mexiko endlich den wirtschaftlichen Anschluß an den Norden erlauben würde), da war er ja noch der „alte“. Heute, nachdem sich vieles als Illusion entpuppt hat, ist er schlicht vertrottelt – was die Wähler vom selben Vorwurf ausnimmt.

In der Tat ist auch Fox natürlich ein sehr kleines Übel im Vergleich zu vorherigen, späteren und benachbarten. Zumindest macht er einen aufrichtigen Eindruck. Ein Hinweis für seine Aufrichtigkeit ist, mit wieviel Nachdruck er Mittel für sein „Centro Fox“ erbettelt, einem Institut, das er in Anlehnung an US-amerikanische Präsidentenbibliotheken aufbaut. Das bedeutet, daß er nicht wie andere lateinamerikanische Präsidenten während seiner Amtszeit ein Vermögen auf die Seite geschafft hat.

Der freie Markt

Präsidenten wie Fox und Quiroga gelten als Exponenten des „freien Markts“, und dieser hat heute einen sehr schlechten Ruf, insbesondere in Lateinamerika. Der „Markt“ erscheint als anonyme Macht, die nicht einmal die Illusion einer „Mitbestimmung“ zugesteht. Die reale Mitbestimmung durch Kaufakte ist freilich größer als jene durch Wahlzettel, doch geht es dabei vielmehr um eine Stimmung, eine Gefühlslage. Der Irrtum besteht darin, im Markt selbst eine Organisation zu sehen. Der Begriff beschreibt jedoch eine Kategorie von Handlungen, nicht deren Rahmen. Immer wenn uns jemand etwas im Tausch anbietet, das wir ablehnen und annehmen können, handelt es sich um „Markt“. Das Wort stammt vom lateinischen *merx* für Ware. Die Ware ist das, was wir selbst in Gewahrsam (selber Wortstamm) haben, was also uns gehört, und für das wir anderen gegenüber Gewähr (ebenso) leisten, also in eine reziproke Beziehung treten. Die Folge sind Tauschakte, die Verhältnisse abbilden: man nennt dies Preise. Im Persischen stammt Bazar von bahâ-châr ab, der Kundmachung der Preise. Der Markt beschreibt also Akte des Mittelaustausches für verschiedene, in der Regel fremde Ziele. Diese pragmatische Mittellorientierung läßt diesen Bereich

verdächtig erscheinen. Der Verdacht ist angebracht und soll uns daran erinnern, nicht alles als bloßes Mittel zu betrachten, weil wir sonst unsere Ziele aus den Augen verlieren. In einer Zeit, in der Orientierung fehlt, also die Ziele unserer Existenz im Nebel liegen und unerreichbar, unauffindbar scheinen, richtet sich der Frust leicht gegen die Mittellorientierung des „Marktes“. Die Marktfeindlichkeit ist Ausdruck einer existentiellen Unzufriedenheit.

Wenn der Markt unser Denken dominiert, ist dies, neben einer Überbewertung materieller Aspekte unserer Existenz, meist einer künstlichen Bedrängung des Marktes geschuldet. Dies mag paradox klingen. Doch wenn der Markt gewohnten Regeln folgt, das Geld seinen Wert behält, die Händler vertraut und hinreichend zahlreich sind (da sie langfristig bestehen können), können wir den Markt Markt sein lassen und anderen Dingen unsere volle Aufmerksamkeit schenken. Ändern sich jedoch die Regeln laufend, schwindet die Kaufkraft des Geldes, wechseln die Händler ständig, sind diese immer „auf dem Sprung“, nervös, unbeständig, ja dann wird der Markt zum täglichen Abenteuer, dann kreisen unsere Gedanken Tag und Nacht um den Markt, und darum, was wir morgen noch kaufen und verkaufen können, dürfen, müssen.

Oft wird der Tausch an sich als moralisch zweifelhaft betrachtet; die Reziprozität wird als Überbetonung des eigenen Vorteils verurteilt, als sogenanntes „Profitstreben“. Insbesondere eine Gruppe von Matriarchatsforscherinnen macht hier mit einem vermeintlichen Alternativrezept zur tauschbasierten Wirtschaftsordnung von sich reden. Vor einigen Jahren lauschte ich einmal einigen solcher – ethnologisch durchaus interessanten – Vorträge. An die Stelle der Tauschwirtschaft und des Marktes solle eine Schenkökonomie treten.

Nun kann ich der Kritik durchaus etwas abgewinnen, nämlich daß eine Konzentration auf das Nehmen im Gegensatz zum Geben keine gute Grundlage für eine Gesellschaft ist. Der Begriff Wirtschaft weist schon etymologisch eher in Richtung einer Orientierung auf den Nächsten. Die alte Bezeichnung *Wirt* steht für den Gastfreund und bezeichnet die Pflege (!) und Labsal des Nächsten. Doch lassen sich innere Einstellungen nicht über das Aufzwingen äußerer Formen herstellen. Bei mangelnder Orientierung auf den Nächsten hin, läßt das Schenken noch viel größeren Schaden zu. Romantische Denkschulen wie jene der Matriarchatsutopistinnen verkennen in ihrer Sehnsucht nach einem anderen, besseren Menschen die Realität des bestehenden Menschen und die auf ihn wirkenden Anreize. Im Gegensatz zum Geschenk bringt der

streng reziproke Tausch eine Disziplinierung mit sich, die ihn vor der potentiellen Maßlosigkeit des Schenkens und der Erwartungshaltung, beschenkt zu werden, bewahrt.

Gerade die ethnologische Forschung überliefert zahlreiche Beispiele, wie Schenkökonomien implodierten. Beim sogenannten Phänomen des *Potlatch* haben sich ganze Stämme zu Tode geschenkt.

Ökonomisch betrachtet, ist natürlich auch das Geschenk ein Tausch, im uneigennützigen Fall das, was man einen *autistischen Tausch* nennt, im häufigeren Fall ein *binärer Tausch* mit zeitlicher Verschiebung. Auf dem Markt, dem symbolischen Ort, bei dem Fremde zusammenkommen, um zu tauschen, kann und darf natürlich auch geschenkt werden. Den Wirt, der mir dort mit etwas Wertvollem, Wunderbaren eine Freude macht, dafür nicht zu honorieren, das klingt doch verdächtig danach, im Namen des Schenkens andere Menschen zu Sklaven der eigenen Bedürfnisse machen zu wollen, denen man nur dann einen Happen zuwirft, wenn einem gerade danach ist. Dabei handelt es sich nicht um eine mittels patriarchaler Gewalt aufgezoogene Wirtschaftsorganisation, die uns dazu zwingt, andere für deren Leistung zu belohnen, sondern um Anstand.

Rahmen der Unordnung

Jenen Irrtum vom Markt als Organisation haben gerade Liberale befördert. Angefangen mit der Freihandelspolitik, die allzu oft „Märkte“ mit Waffengewalt erschloß, über die zentralisierte Modernisierung hin zu einem homogenen „Handelsraum“ bis hin zu den Ordoliberalen überwogen politische Agenden der „Marktschaffung“. Die Ordoliberalen, die ursprünglichen Schöpfer des Begriffs vom „Neoliberalismus“, hatten zwar vollkommen recht, daß das Bestehen freiwilliger Mittelkooperationen über Tausch und vertragliche Zusammenarbeit einen moralischen und rechtlichen Rahmen erfordert. Doch bald wurde der Inhalt mit dem Rahmen verwechselt. Der politisch inszenierte Wettbewerb über die „Wettbewerbspolitik“ schafft Märkte aus der Retorte, die leicht frankensteinsche Dimensionen erreichen.

Ein aktuelles Beispiel für Marktschaffung ist Syrien: Baschar al-Assad, der moderne Sohn von Diktator Hafiz al-Assad, betreibt gerade ein ambitioniertes Programm der Modernisierung. Ein kontrollierter Markt, d.h. die Förderung und Duldung privater Wirtschaftstätigkeit unter Abschöpfung der Erträge, hat sich historisch als die tragkräftigere Variante des Sozialismus durchgesetzt.

Neben einer massiven Ausweitung des Bankwesens wird ein rapider Ausbau der Infrastruktur betrieben. Seit meinem letzten Besuch in Syrien vor vielen Jahren hat sich in Damaskus viel verändert, damals erschien sie mir als eine der verfallenen Städte des Nahen Ostens, heute entzückt sie schon wieder mehr. Auch die private Geschäftstätigkeit entwickelt sich.

Das Taxigeschäft erwies sich als illustratives Beispiel „geordneten Wettbewerbs“. Die staatliche Steuerung über Einzellizenzen, Tarifvorgaben und Vorschriften für gleichartige Autos begünstigt einen Wettbewerb nach unten. Da die Taxis ununterscheidbar sind, besteht kein Anreiz, Reputation aufzubauen. So kann nur über die billigeren Fahrer konkurriert werden. Ich habe noch nie derart unfähige Taxifahrer erlebt wie in Aleppo. Nicht nur war die Ortskenntnis praktisch nicht vorhanden, die Fahrer waren auch nicht in der Lage, durch eigene Auskünfte oder schlichtes Nachfahren ein Ziel auf Anhieb zu erreichen. Einem solchen Mischsystem des gesteuerten Marktes sind paradoxerweise sowohl das vollkommene Fehlen jeder Regulierung als auch die vollkommen bürokratische Organisation überlegen; letztere allerdings nur im Falle eines vorhandenen Verwaltungsethos.

Kulturerhalt im Kult

Der Kulturverfall im islamischen Raum ist offensichtlich, sodaß eine westlich inspirierte modernistische Politik oft als einzig gangbarer Ausweg erscheint. Es genügt ein Gang durch einen orientalischen Bazar, dessen Reiz in den Spuren einer Handwerkskultur liegt, die oft nur noch eine entfernte Ahnung ist. Die Mehrzahl der Verkaufsnischen ist heute mit billigem Kram aus Fernost gefüllt oder gar mit Schrott im buchstäblichen Sinne: Sperrmüll. Resteverwertung am Fuße des Müllhaufens der westlichen Zivilisation.

Paradoxerweise ist es aber auch diese Zivilisation, die die letzten Spuren der islamischen Kultur nährt. Würde man nur nach örtlicher Nachfrage gehen, wären wohl schon die letzten traditionellen Handwerker Schundkrämer gewichen. Es ist oft im Wesentlichen der Tourismus aus dem Westen, der eine Nachfrage nach „authentischer Kultur“ mit sich bringt. Nur aufgrund zahlungskräftiger Reisender wurden zahlreiche der wunderschönen Stadtpaläste mit ihren charakteristischen Innenhöfen zu altem Glanz restauriert. Nur die Einkäufe von Touristen scheinen das Kunsthandwerk am Leben zu halten. Freilich hat dies auch eine ganze Fälscherindustrie ins Leben gerufen, so werden im Fernen Osten mittlerweile Replikate

traditioneller Kunstgegenstände maschinell hergestellt. Sogar der Safran wird gefälscht: Pflanzliche Reste werden in roten Farbstoff getaucht.

Neben dem Tourismus ist es nur noch der Kult, der die Kultur erhält. Wie derselbe Wortstamm verdeutlicht, war der religiöse Kult ja auch der Ausgangspunkt der Kultur und bleibt übrig als letzter Nährstoff, allerdings in einer ritualisierten, zunehmend entleerten Form.

Riten werden gänzlich unerträglich, wenn sie keinen kultischen Gehalt mehr haben, es bleibt nur der Konformismus der „Bräuche“. Und die Herrschaft solcher entstellter Bräuche scheint im islamischen Kulturraum besonders stickig zu sein. Gebote darüber, was man tut und was man nicht tut, wie man Dinge handzuhaben hat, weil es alle so tun. Je bedrohter die Identität, desto verzweifelter klammern sich die Menschen an solche identitären Einschränkungen. Noch die absurdesten, unwichtigsten Details werden zu Ausdrücken dessen, „wie wir es hier zu tun pflegen“. Interessanterweise ist es dieser Zugang, der die Jugend im Nahen Osten dazu treibt, auch der unsinnigsten neuen Mode sklavisch nachzulaufen. Der moderne Konformismus geht Hand in Hand mit dem traditionellen. Die verfallende Kultur versteinert die Gesellschaft.

Auch der moderne Tourismus, der andere Kulturerhalter, hat oft kultischen Charakter. Das Reisen ist schließlich eine alte religiöse Tätigkeit. Der Massentourismus ähnelt einer Massenwallfahrt ohne Ziel, der Suche nach dem authentischen Leben, nach Sinn. Noch der größte Progressive wird im Urlaub zum Reaktionär, ärgert sich über das Schwinden des Alten und Eigentümlichen zugunsten des materiellen Fortschritts.

Der ewige Verfall

Ab wann ist der Fortschritt Verfall? Hat der Westen schon die Klimax des Fortschritts überschritten? Oder war's von Anfang an nur ein scheinbarer Fortschritt? Wie fortgeschritten ist die fortschrittliche Welt wirklich? Dies läßt sich nur beantworten, wenn wir uns über die Richtung des Fortschritts Gedanken machen. Ein bloßer Perspektivenwechsel, ein schlichtes Drehen am Absatz, macht den Fortschritt zum Rückschritt und umgekehrt. Leicht ist die Ortsbestimmung der Gegenwart jedenfalls nicht.

Historisch überdeutlich ist jedenfalls, daß es einen Trend gibt, der seit geraumer Zeit als Moderne gelobt und gescholten wird. Einen sehr guten Überblick über diesen Richtungsstreit

gibt das vor nicht allzu langer Zeit ins Deutsche übersetzte Buch *Die entartete Welt* des polnischen Autors Jerzy Jedlicki.^{12} Darin beschreibt Jedlicki die Kritiker der Moderne, jene Vertreter einer verlorenen Sache, die die Richtung des allgemeinen Fortschritts bezweifeln. Die interessante Erkenntnis des Autors: *Es hat wohl seit dem 16., ganz bestimmt aber seit Ende des 17. Jahrhunderts keine Epoche in der europäischen Geschichte gegeben, die ihre Zeitgenossen – und nicht erst die Historiker – nicht als Epoche der Krise, der fundamentalen Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung und der moralischen Werte gesehen hätten. Man kann sagen, daß die permanente Krise der Aggregatzustand der neuzeitlichen wissenschaftlich-technischen Zivilisation ist, die niemals einen Zustand des Gleichgewichts oder der Stabilisierung ihrer Institutionen, Theorien und Praktiken erreicht.* (S.86) *Tatsächlich zeigt sich, daß die Sorge, die Welt könne sich in die falsche Richtung entwickeln, ebenso alt ist wie das Konzept der Entwicklung selbst. In der westlichen Kultur ist die Vorstellung der Degeneration die unvermeidliche Nachtseite der Fortschrittsidee. Beide sind Kinder des 18. Jahrhunderts.* (S.30)

Nun würde man diese Beobachtung gänzlich falsch verstehen, wenn man abwiegelnd schlosse, daß die Menschen eben immer schon gejamert haben. Jedlicki selbst scheint einen

ähnlichen Irrtum zu begehen, wenn er die Vorstellung vom Verfall als bloße ideologische Gegenseite der Fortschrittsideologie ansieht. Natürlich ist jede „Reaktion“ eben im eigentlichen Wortsinn ein Reagieren auf etwas. Jedlicki beschreibt sehr schön, wie die viktorianische Kultur tief von der Nostalgie nach einem verschwindenden „Old England“ geprägt war und Industrie und Verstädterung ablehnte. Diese Gemütslage und die daraus resultierende reaktionäre Geschichtsschreibung lieferte übrigens das nötige Material für den Siegeszug des Sozialismus (was schon wieder so eine scheinbare Ironie der Geschichte ist). Es wäre falsch, daraus zu schließen, daß die Oberschicht diese Einstellung nur deshalb entwickelte, weil sie eine Gegenideologie zum bürgerlichen Liberalismus benötigte. Tatsächlich durchzog die Reaktion wesentlich breitere Bevölkerungsschichten und hatte durchaus den Charakter eines aufrichtigen Auflehns der menschlichen Natur gegen die Dynamik der Entwicklung.

Die Franzosen schließlich, jene Vorreiter der bürgerlichen Revolution, prägten den Begriff der *décadence* und des *fin de siècle*. Jedlicki übersetzt den Inhalt dieser Begriffe so: *das Ende der Epoche, den Verlust von Idealen, eine Atrophie des Willens (die maladie du siècle), eine überreife, überfeinerte Kultur*. „Être fin-de-siècle“ hieß, *sich fremd zu fühlen in der Welt, ihre beengenden*

Konventionen abzuschütteln – freilich eher mit einem Ausdruck von Ermüdung als von Rebellion in den Augen.

Das ist jene Entfremdung, die Marx einst diagnostiziert hatte (er war freilich nicht der erste, sondern nur der Popularisierer des Konzepts). Was hatte die Menschen so schnell dem Fortschritt entfremdet? War es die bloße Veränderung, bzw. deren Geschwindigkeit? Oder wurde eine falsche Richtung eingeschlagen? Wann geschah dies? Heutige Kommentatoren stochern bekanntlich nur in den zeitlichen Dimensionen des Kurzzeitgedächtnisses. Wenn wir nach tieferen Gründen suchen, müssen wir auch tiefer graben. Doch wie tief?

Der Sündenfall

Für die übriggebliebenen klassisch Liberalen ist es klar, daß es sich um den sozialistischen Sündenfall handelt muß. Doch einerseits haben wir schon gesehen, daß die sozialistische Phase der Revolution bereits in der bürgerlichen Phase angelegt war. Andererseits ist es nicht ganz richtig, die Sozialisten bloß als jene anzusehen, die innerhalb des Fortschrittslagers falsch abgebogen sind. Der Erfolg des Sozialismus in seiner ursprünglichen Form lag darin, eine „neue Mitte“ zu bilden. Er bewahrte die Heilsversprechen der fortschrittlichen Frakti-

on und adressierte zugleich die Reaktionen darauf. Der ursprüngliche Sozialismus nimmt rechts neben dem Liberalismus Platz und bedient gleichzeitig reaktionäre und progressive Sehnsüchte.

Hat der Sündenfall schon vorher begonnen? Um die Moderne besser zu verstehen, halte ich es für geboten, so tief zu graben, bis wir auf unterlegene Geisteshaltungen stoßen. Wir müssen zum Beginn der Moderne zurück, denn wie wir sahen, setzt auch dort schon die Kritik ein. Auf diese Weise könnte es vielleicht auch gelingen, die Fallhöhe zu bestimmen. Wann beginnt also die Moderne und wogegen richtet sich die erste Kritik genau? Was verschwindet, was entsteht neu?

Die häufigste Verortung des historischen Umbruchs, der die Gegenwart hervorbrachte, legt den Beginn in die Renaissance. Gustave Le Bon kritisiert, daß der moderne Mensch seit der Renaissance *wie das Schiff, das seinen Kompaß verloren hat [...], in dem Raume umher[irrt], den einst die Götter bewohnten und den die Wissenschaft in eine Wüste verwandelt hat.*⁽¹³⁾

Es handelt sich hierbei um Kritik an einer modernen Form der Rationalität, die immer wiederkehrt, bis in unsere Tage. Manche graben noch tiefer und setzen den Wendepunkt viel früher an. Heidegger etwa wirft der Philosophie vor, schon zu

Zeiten Sokrates und der Sophisten vom *Lauschen auf das Sein und die Göttlichkeit* abgewichen zu sein.

Der geneigte Leser wird es nicht für möglich halten, doch es ist möglich, bei dieser Suche nach dem historischen Sündenfall noch weiter zurückzugehen, und zwar bis vor die Geschichte selbst. Diese extreme Position habe ich bei einer Denkschule gefunden, die ich vorstellen möchte, weil sie, indem sie die Moderne vollkommen negiert, uns hilft, am meisten über die Moderne zu lernen und die Reaktionen auf die Moderne besser zu verstehen. Es handelt sich um die „Tradition der Tradition“ – die Denkschule der *philosophia perennis* (ewigen Philosophie). Ein besonders zugänglicher Exponent derselben ist Julius Evola. Eines seiner Hauptwerke ist die *Revolte gegen die moderne Welt*, das unter diesem Titel in deutscher Übersetzung vorliegt. Evola ist nicht bloß ein Reaktionär, er geht weit darüber hinaus, was für die allermeisten wohl zu starken Tobak bieten wird. Evola interpretiert die gesamte (!) Geschichte der Menschheit als Geschichte des Verfalls. Wie kommt man zu solch einer scheinbar absurden Position?

Evola nimmt die Geschichtswissenschaft nicht sonderlich ernst, was ein wenig verständlich ist, wenn man beachtet, daß

der größte Teil der Historiker der letzten Jahrhunderte Geschichte von einer ideologischen Warte aus betrieb. Mehr Augenmerk schenkt er der überlieferten Geschichte, also den alten Mythen der Menschheit. Und was diese Mythen erzählen, wenn man ihnen zuhört, ist haarsträubend.

Als ich Evola las, hatte ich ein peinliches Déjà-vu. Im zarten Alter zwischen 13 und 16 Jahren hatte ich mich sehr in die Paläoetik vertieft. Dieses Kunstwort bezeichnet die Auseinandersetzung mit der Hypothese, daß die Menschheit in vorgeschichtlicher Zeit Kontakt zu einer höheren Kultur hatte, z.B. einer höheren Intelligenz von einem anderen Planeten. Den populärsten Vertreter dieses Zugangs, Erich von Däniken, kennt jeder. War jugendliche Spinnerei, und man mag Evola hier einordnen. Aber er erinnerte mich an mein damaliges Studium der alten Mythen, die weltweit eine erstaunliche Übereinstimmung aufweisen. Stets ging man von einem vorgeschichtlichen goldenen Zeitalter aus - Lateinschüler erinnern sich sicherlich an den Vers von Ovid:

aurea prima sata (e)st aetas

quae vindice nullo

sponte sua sine lege fidem

rectumque colebat

Im goldenen Zeitalter dominierte eine Hochkultur, die keiner künstlichen Gesetze, keines Zwanges zur Ordnung bedurfte. Diese Phase wird gelegentlich als „göttliches Königtum“ bezeichnet, es ist die Rede davon, daß die Götter unter den Menschen wandelten. Diese Hochkultur wirkte in den verschiedensten Erdkreisen kulturstiftend, so die Überlieferung, doch jede gestiftete Kultur trat mit ihrer Geburt in eine Phase des Verfalls, die eine stete Abschwächung dieses ursprünglichen Impulses darstellt. So Evola: *Von den Zeiten der Vorantike bis heute können wir nur diese „Evolution“ feststellen. Wir werden sehen: Vom fernen Mythos des göttlichen Königtums steigen wir Kaste um Kaste herab, bis wir zu den Formen der heutigen Kultur anlangen, wo in mechanisierten Strukturen der Dämonismus des reinen demos und der Welt der Massen schnell und erschreckend zu neuem Leben erwacht.* *¹⁴*

Nochmals zur Klarstellung: Wir stellen uns die Frage, wo unsere Kultur falsch abbog, falls überhaupt; seit wann sich der Mensch entfremdet fühlt und wovon. Dies ist zunächst aus reinem Streben nach Erkenntnis geboten, wir dürfen aber auch erhoffen, womöglich Gegenmittel gegen die Entfremdung zu finden. Das Interessante ist, daß wir beim Verfolgen des historischen Fadens immer weiter zurückgeführt werden,

bis wir ins Dunkel vorhistorischer Überlieferungen geraten und selbst dort wird genau derselbe Faden weitergesponnen.

Evola landet schließlich, seinen Fährten folgend, im hypothetischen Hyperborea, dem Land jenseits des Nordwinds, dem höchsten Norden, von dessen Abstieg der Menschheit so viele Mythen künden. Damit geht dieser Rückgriff schließlich ins Leere, verliert sich im Eis, denn anders denn als Allegorie vermag ich dieses Bild im Gegensatz zu Evola nicht aufzufassen. Auch wenn es freilich Hinweise darauf gibt, daß der Norden vor der Klimaverkühlung eisfrei war. Grönland bedeutet grünes Land. Viele Mythen beschreiben interessanterweise einen solchen Klimawandel, das Motiv der Sintflut im Sinne einer Urkatastrophe findet sich fast überall; in manchen Berichten der indoiranischen Tradition ist sogar von einer Vereisung der göttlichen Urheimat die Rede.

Die Erkenntnis dieser eigenartigen Reise vor die Geschichte ist, daß das Motiv des Verfalls uralte und urmenschlich ist. Wenn wir die Überlieferungen ernst nähmen, erschlosse sich uns jedoch eine gänzlich andere, mögliche Perspektive auf die Gegenwart: Nämlich die Fallhöhe als reichlich niedrig einzuschätzen. Den hochgradig einheitlichen Prophezeiungen der Mythen nach zu schließen, wäre es naheliegend, die Moderne

als letzte Stufe des Falls anzusehen, aus deren Asche ein neuer Phönix aufsteigen könnte.

Verfall der Sprache

Bevor ich hierzu noch ein wenig in die Mythologie einführe, möchte ich zunächst eine Beobachtung teilen, um dazu zu motivieren, eine Weile diese womöglich absurd erscheinende Perspektive einzunehmen. Da ich ein großes Faible für Sprachen habe, ist mir im Vergleich etwas aufgefallen, das ein großes Rätsel für mich darstellt und der mythischen Perspektive Recht zu geben scheint. Die Sprachentwicklung verläuft nämlich rückwärts. Nach einem evolutionistischen Zugang, wie er der Moderne entspricht und gerade im Darwin-Jahr en vogue ist, würde man davon ausgehen, daß sich Formen vom Einfachen hin zum Komplexen entwickeln. Der Soziologe Herbert Spencer hatte die Evolutionstheorie einst in dieser Weise auf gesellschaftliche Institutionen angewendet, wenngleich nicht in der darwinistischen, sondern lamarckistischen Form. Der Lamarckismus geht davon aus, daß Entwicklungsstufen durch Bewährung, Wiederholung, Nachahmung fortgepflanzt werden. Der Hals der Giraffe wäre demnach immer länger geworden, weil es sich für sie „ausgezahlt“ hätte, ihn immer weiter auszustrecken.

Bei der Sprachentwicklung jedoch sehen wir eine gegenläufige Tendenz. Der Formenreichtum, die Regelkomplexität, die Differenzierung der Aussprache scheint im Laufe der Zeit abzunehmen. Die romanischen Sprachen sind allesamt vereinfachte, vulgarisierte Formen des lateinischen Vorläufers. Das Neupersische ist eine wunderschöne, reiche, poetische Sprache, doch neben dem Altpersischen nimmt es sich sehr bescheiden aus, der Vokabelschatz ist zudem aus historischen Gründen stark gesunken, die Lücken wurden mit anderen Sprachen ausgefüllt.

Beim Französischen schließlich ist diese Entwicklung besonders deutlich zu beobachten, denn die Schriftsprache hat sich dort vom mündlichen Sprachgebrauch abgelöst und somit eine ältere Form der Sprache konserviert. Eigentlich handelt es sich um zwei verschiedene Sprachen; dieser Umstand verursacht insbesondere visuellen Typen wie mir große Probleme. Das mündliche Französisch intoniert so wenige Zeichen, daß es eine wesentlich simple, primitivere Sprache darstellt, die in viel geringerem Ausmaß zwischen grammatikalischen Formen unterscheidet.

Nun ist es nicht verwunderlich, daß Sprachen im Tagesgebrauch schlampiger werden. Erstaunlich sind vielmehr der

hohe Entwicklungsstand der Ursprachen und ihre große Überlappung. Die komplexen Konjugationen des Lateinischen finden sich in ähnlicher Form im Persischen und reichen extrem weit zurück, es kann also nicht die Rede davon sein, daß die klassischen Zivilisationen aufgrund ihres wachsenden Entwicklungsstandes besonders komplexe Sprachen ausklügelten.

Wenn wir bloß die Sprache betrachten, bietet sich tatsächlich das Bild einer rückläufigen Entwicklung, von der Komplexität und dem Formenreichtum der alten Sprachen bis hin zum SMS-Denglisch unserer Tage. Auch begrifflich findet eine Verarmung statt; viele alte Debatten erscheinen heute deshalb als unverständliche Spitzfindigkeiten, weil die Begriffsunterscheidungen nicht mehr nachvollzogen werden können.

So ist es bei jener Schein-Debatte, die heute als Inbegriff lächerlicher Spitzfindigkeit gilt: Wieviele Engel passen auf eine Nadelspitze? Diese wurde vermutlich zum Zwecke des Spottes erfunden. Doch selbst wenn sie jemals ernsthaft geführt worden wäre, hätte es sich dabei um ein hochkomplexes philosophisches Problem, jenes der Unterscheidung zwischen *locatio* und *extensio*, gehandelt, der Frage, ob die Einnahme eines Ortes immer der Einnahme eines Raumes entspräche.

Der in der Frage zugespitzte Spott resultiert also aus dem Unverständnis ähnlicher Debatten.

Diese Verarmung der Begriffe ist wesentlich bedenklicher als die Schlampigkeit im Ausdruck. Ich meine damit den Umstand, daß die äußere Form der Wörter zwar in Erinnerung bleibt, die beschriebenen Konzepte aber in Vergessenheit geraten. Dies macht sich so bemerkbar, daß in einer Sprache die Anzahl an Synonymen zunimmt; Wörter, die einst Unterschiedliches bezeichneten, werden zu ersetzbaren Begriffswolken. Dies hat dramatische Auswirkungen, denn zunehmend wird dann der Diskurs überhaupt unmöglich, weil jeder unter den Wörtern andere Inhalte versteht. Wenn wir uns die Rechtsgeschichte ansehen, macht sich hier die sprachliche Unschärfe besonders deutlich bemerkbar. Die alten Formen hochentwickelten Rechts beruhten auf präzisen konzeptuellen Unterscheidungen. In heutigem Deutsch könnte man zum Beispiel nicht mehr die differenzierte Betrachtung von Bankgeschäften durchführen, die den Römern noch möglich war. Die Folge dieses spezifischen Umstandes steht in engem Konnex zur derzeitigen „Wirtschaftskrise“. Sprachliche Verarmung hat also ganz konkrete, praktische Auswirkungen.

Zeitalter des Chaos

Interessant ist, daß die mythischen Prophezeiungen für das letzte Zeitalter des Verfallszyklus oft eine Sprachverwirrung vorhersehen. Wenn sich die Menschen nicht mehr verstehen, wird auch äußerlich deutlich, daß das Zeitalter des Chaos eingetreten sei.

Die vedischen Prophezeiungen sind hierzu in dem größten Detailreichtum erhalten und beschreiben das letzte Zeitalter in einer Weise, die frappierend an die Gegenwart erinnert und sich unglaublich aktuell liest. Im Hinduismus und Buddhismus werden diese altindischen Mythen noch ernst genommen; man glaubt an ein finsternes Zeitalter als letztes von vier aufeinanderfolgenden Phasen des spirituellen Verfalls. Dieser spirituelle und kulturelle Verfall entspricht nicht notwendigerweise einem materiellen oder zivilisatorischen Verfall. Es handelt sich vielmehr, wie bereits erwähnt, um ein stetes Leiserwerden eines göttlichen Urimpulses. Charakteristika einer hohen Zivilisation gehen oft Hand in Hand mit kulturellem Verfall. Zivilisation und Kultur werden sogar als anti-thetische Begriffe angesehen.

In den vedischen Schriften steht der Begriff *Kali Yuga* (कलियुग) für das Zeitalter des Kali, Dämons der Laster, der Zwietracht und des Chaos, das auf die vorangegangenen Zeitalter *Satya Yuga*, *Treta Yuga* und *Dvapara Yuga* folgt. Dies entspricht genau der antiken Auffassung der vier Weltalter oder Geschlechter von der Goldenen (*aurea aetas*) zur Eisernen Ära. Hier einige ungefähre Passagen aus der Schrift *Vishnu-purâna* über das Kali-Yuga:

Die weltlichen Führer, also Politiker dieses Zeitalters herrschen mittels Gewalt über die Erde und bemächtigen sich zunehmend der Güter ihrer Untertanen. Die Perioden ihrer Herrschaft sind jedoch immer kürzer, es fehlt ihnen an wirklicher Macht. Die meisten steigen rasch auf und stürzen ebenso rasch wieder ab. Sie sind daher extrem kurzfristig orientiert, unersättlich und gnadenlos. Sie werden, statt ihre Untertanen zu beschützen, sie ausrauben und unter dem Vorwand von Steuern das Eigentum der Selbständigen plündern.

Die vorherrschende Kaste wird die der Knechte sein, also der besitzlosen Proletarier. Die Besitzenden (*vaiçya*, die Unternehmer) werden ihre selbständige Wirtschaftstätigkeit aufgeben und davon leben, daß sie selbst zu Knechten (Lohnab-

hängigen) werden oder mechanische Berufe ausüben (Industrialisierung).

Die seelische Gesundheit und das Gesetz werden von Tag zu Tag schwächer werden, bis die Welt vollkommen verdorben sein wird. Die körperliche Gesundheit wird der einzige Beweggrund für Hingabe sein, die Lust das einzige Bindeglied zwischen den Geschlechtern, die Falschheit der einzige Erfolgsweg im Wettstreit.

Vergessene Ordnung

Der kulturelle Verfall entspricht in dieser Interpretation dem Vergessen einer vor- und außerweltlichen Ordnung und einem zunehmenden Gefühl des Verlorenseins. Der Mensch vergißt, wer er ist und wer er sein soll. Diese menschliche Natur, der man treu sein sollte und deren Untreue existentielle Not auslöst, wird als *dharma* bezeichnet, was ungefähr soviel wie stützende Ordnung bedeutet. Die Treue zur eignen Natur heißt *bhakti*, was der mittelalterlichen Bedeutung von *fides* sehr nahe kommt.

Wenn diese Ordnung in Vergessenheit gerät, setze sich eine verweltlichte, rein auf Nutzen und Begierde ausgerichtete Seinsweise durch, die als *sâkâma-karma* bezeichnet wird.

Dieser Existenz wird das *nishkâma-karma* entgegengesetzt, die *frei von Gier nach Erfolg die Handlung um ihrer selbst willen tut, so daß aus jeder Handlung ein Ritus und eine „Opfergabe“ wurde.*¹⁵⁾

Dieses Konzept der reinen Handlung, die keinen anderen Zwecken gehorcht, ist ein zentrales Element der traditionellen Philosophie. Der Gottesbegriff von Aristoteles ist etwa eng damit begriffen, was später als *actus purus* bezeichnet wird. So richtet sich auch ein großer Teil der Kritik an der Zivilisation (und damit an der Moderne) an der zunehmenden Dominanz der Mittel über die Ziele. Indem paradoxerweise die potentielle (dynamische) Freiheit der Handlung größer wird, scheint die wirksame (entelechische) Freiheit geringer zu werden. Man tut, was man will, und hört auf, zu wollen, was man tut. Die Menschen leben, um zu arbeiten, arbeiten, um zu essen, essen, um ihren Hunger zu stillen, stillen ihren Hunger um zu überleben, überleben, um zu arbeiten etc. Das ist mit dem Verlust der Transzendenz gemeint: Keine Handlung reicht mehr über den engen, irdischen Mittelkontext hinaus und die immanente Existenz beißt sich den Schwanz. In der dieser entgegengesetzten Existenzform, die Evola als traditional bezeichnet, ist jede Tätigkeit *Ausgangspunkt für eine*

Erhöhung in einem andersgearteten, vertikalen Sinn, nicht im weltlichen, sondern im geistigen Bereich.

Dieser kultische Charakter im menschlichen Handeln wirkt in hohem Maße kulturstiftend. Wenn wir uns die Motive, Denkweisen, Existenzformen näher ansehen, die hinter jenen Kulturgütern stehen, auf die wir so stolz sind, finden wir durchwegs diesen kultischen Aspekt. Dies läßt sich nicht leugnen; es läßt sich allenfalls leugnen, daß diese Kulturformen von Wert wären. Doch selbst wenn wir die weltlichste Sozialwissenschaft bemühen, die Ökonomie, finden wir hier den Widerspruch, daß die Touristenströme eine andere Sprache sprechen. Paradoxerweise richtet sich die anonyme „Nachfrage“ des materialistischen Massenmenschen der Moderne nach den Relikten und Ruinen jener Kultur, deren Beweggründe uns so fern scheinen.

Nicolás Gomez Dávila betrachtet diesen kultischen Aspekt der Zweckfreiheit im Handeln sogar als definitorisch für den Begriff der Kultur: *La cultura, en efecto, es el conjunto de actividades encauzadas hacia sí mismas como meta. La cultura es omisión o negligencia de la meta propia a cada actividad, y la atribución substitutiva de la actividad como propia meta de sí misma.*^{16} – Die Kultur ist nämlich die Gesamtheit jener Handlungen, die

auf sich selbst als Zweck gerichtet sind. Die Kultur ist die Unterlassung oder Ausblendung des Eigenzwecks jeder Handlung und stattdessen die Anerkennung der Handlung als Zweck für sich selbst.

Evola zitiert Matthew Arnold mit der Diagnose: *Das einzige, was die Gesellschaft noch zusammenhalten und vor geistiger Entartung und Aufspaltung in Parteien bewahren kann, ist die „Kultur“ – ganz im Sinne Coleridges verstanden als Streben nach Selbstvervollkommenung und Vervollkommenung der Welt, unter Rückgriff auf den Schatz unsterblicher Gedanken und Werke, die die Menschheit hervorgebracht hat.* *¹⁷*

Arbeit

Zentrales Element der Existenzform des *sâkâma-karma* und paradigmatisches Gegenteil der reinen Tat ist die Arbeit. Nachdem die Panik gerade darüber wächst, daß die Arbeitsplätze schwinden, ist es hilfreich, sich einmal den Kopf zu zerbrechen, was diese Arbeit denn ist und sein soll. Sollen wir uns über weniger Arbeit freuen oder beklagen?

Die Etymologie und Mythologie erscheint mir hier wieder ein guter Schlüssel, um den vergessenen Kern des Konzeptes freizulegen. Arbeit ist ein uraltes Wort, das auf der indog-

manischen Wurzel R-B beruht. Dieselbe Wurzel findet sich, anders umgeformt, im englischen *LaBouR*. Die slawischen Sprachen haben noch eine genauere Erinnerung der Ursprungsbedeutung behalten: *rabota* (russisch) oder *robota* (tschechisch) kennt man in Österreich noch als *Robot* oder *Raboth*; der Roboter kommt daher. *Robot* bedeutet Frondienst. Der Roboter führt mechanisch ihm von außen vorgegebene Tätigkeiten aus, jede Handlung dient fremden Zwecken und der Roboter ist selbst ausschließlich Mittel und Werkzeug.

Das Englische wiederum erinnert sich besser an die mythologischen Aspekte: Labour bedeutet nicht nur Arbeit, sondern bezeichnet auch den Geburtsschmerz der Frau. Sowohl Arbeit als auch Geburtsschmerz sind Folgen des Falls des Menschen. Der Verfall, von dem wir bisher sprachen, ist eng verknüpft mit dem Sündenfall. In der christlichen Überlieferung ist dies die Vertreibung aus dem Paradies, doch dieser Mythos ist freilich viel älter; davon zeugt, daß Paradies das persische Wort für einen umhegten Garten ist. Im Paradies vollbringen die Menschen zwar ein Werk, müssen jedoch nicht für andere „anschaffen“. Dieses Wort *Werk* ist der ursprüngliche Gegenbegriff zur Arbeit, was im Englischen *work* vs. *labour* noch deutlicher ist, wenngleich auch dort die Begriffsunterschei-

dung in Vergessenheit geraten ist und man die Wörter nur für Synonyme hält.

Daher kommt auch die Verachtung der Griechen für die Arbeit, *πόνος*, die sie als eines freien Bürgers unwürdig betrachteten und der Existenzform des Sklaven vorbehielten. Arbeit gilt als Strafe. Ponos ist der Dämon der Mühsal und des Schmerzes, Enkel der Dunkelheit (Nyx) und Sohn der Zwietracht (Eris).

Aus dieser Perspektive erscheinen die heutigen Rufe danach, „Arbeit zu schaffen“ als absurder, geradezu satanischer Kult. „Arbeitsplätze“ würde ein Besucher aus der Vergangenheit wohl als die Stätten dieses Kultes interpretieren. Staatliche „Arbeitsbeschaffungsprogramme“ wären dann wohl als das Errichten von Tempeln durch die Obrigkeit zu deuten, um die Untertanen mittels dieses abgründigen Kultes gefügig zu halten.

Laut der vedischen Prophezeiung wird im *Kali-Yuga* diese Arbeit vorherrschen. In der *Bhagavad-gītā* wird beschrieben, wie die „dämonischen Menschen“ dieses Zeitalters leben werden: *Sie widmen sich Aufgaben ohne Zweck, die mit dem Tod enden, und stecken sich als höchstes Ziel die Befriedigung der Begierden, überzeugt, daß es darüber hinaus nichts mehr gäbe.* ⁽¹⁸⁾

Gegenstück zur Arbeit ist wie gesagt das Werk, das zumindest auch Selbstzweck ist. Gegenstück zum Arbeitsplatz hingegen, der auf Englisch bezeichnend *job* heißt – das bedeutet „Haufen“, ist die Berufung.

Kasten

Diese Berufung wird traditionell als die Eigennatur des Menschen betrachtet, die dessen Seele schon vor der weltlichen Geburt gewählt hat. Berufungen entsprechen damit bestimmten Archetypen, die Seinsformen des Menschen bezeichnen und jeweils einem bestimmten Naturell entsprechen sollen.

Dies ist auch die ursprüngliche Bedeutung des indischen Kastenwesens. Die Kasten sind ursprünglich solche persönlichen Berufungen und verkommen erst später zu erblichen Kästen, in die Menschen wider ihre Natur gedrängt werden. Wiewohl von Anfang an das Ererben solcher Berufungen als plausibel gilt, zumindest als wichtiger Indikator, daß die Lebensform der Eltern auch der eigenen entsprechen könnte, wenn man sie annimmt und nicht bloß dagegen revoltiert, um die Potentialität, also Willkür des eigenen Lebens zu vergrößern.

Praktisch in allen Überlieferungen werden drei bis vier Grundtypen von Lebensentwürfen beschrieben. Dies mag angesichts der Abertausenden von Berufen als furchtbare Einengung des Menschen erscheinen, bietet aber durch die dadurch mögliche Prägnanz stützende Orientierung. Diese Archetypen werden bestimmten dominanten, menschlichen Eigenschaften zugeschrieben.

Die vier Kasten, das heißt menschlichen Grundtypen, in der vedischen *Bhagavad-gītā* sind 1. der *brāhmaṇa*, der Lehrer, Priester, Intellektuelle, 2. der *kṣatriya*, der Krieger, Richter, Staatsmann, 3. der *vaiśya*, der selbständige Gewerbetreibende wie Bauern und Händler, sowie 4. der *śūdra*, der Arbeiter und Diener.*⁽¹⁹⁾ Damit ist freilich von Anfang an eine klare gesellschaftliche Rangordnung verknüpft. Die Gesellschaft wird einem Körper gleichgesetzt, in dem der Kopf durch die Brahmanen, die Arme durch die *kṣatriyas*, der Leib durch die *vaiśyas* und die Beine durch *śūdras* gebildet werden.

Eine ähnliche Gliederung in Philosophen, Krieger und Gewerbetreibende finden wir bei Plato, der auch eine ähnliche Rangordnung empfiehlt. Zwei Anliegen sind mit dieser Rangordnung verknüpft: Einerseits diese Aufgaben auseinanderzuhalten, um Korruption zu vermeiden. Der handelnde

Philosoph, der seine Lehren nach der „Nachfrage“ richtet, der philosophierende Krieger, der die Unbeschränktheit seiner Gewalt legitimiert, das wären Bedrohungen einer guten Gesellschaft. Andererseits soll die Rangordnung auch die moralische Pflicht umfassen, sich von höheren Rängen etwas sagen zu lassen – insbesondere der Staatsmann solle sich Rat bei unkorumpierbaren Weisen suchen und diesen befolgen. Dies ist die Philosophenherrschaft nach Plato und wie jede Herrschaft ist auch diese bald korrupt. Was in der Moderne als Verrat der Intellektuellen bezeichnet wurde (so Julien Benda in *La trahison de clercs*), scheint sich auch im Altertum abgespielt zu haben; zumindest gibt es Hinweise, daß es die Brahmanen waren, die das indische Kastenwesen erstarren ließen.

Die erwähnten Lebensentwürfe könnte man zusammenfassen als Lehrstand, Wehrstand, Nährstand und Hilfsstand. Für Julius Evola liegt hier der Schlüssel zu einem sinnvollen Leben: *Von der Trasse der eigenen Form und eigenen Kaste eben die „Dominante“ in sich zu entdecken und sie zu wollen, d.h. sie in einen ethischen Imperativ umzuwandeln, um sie darüber hinaus noch in Treue „rituell“ zu verwirklichen und damit alles, was als Instinkt, hedonistische Motive, materialistische Bewertungen an die Erde fesselt, zu zerstören.**(20)*

Vielleicht findet der geneigte Leser in dieser Diskussion des traditionellen Gegenentwurfes zur reinen Mittelbetrachtung der Existenz Anregungen. Mit Mittelbetrachtung meine ich das, was ich bereits in früheren Scholien unter der Diktatur des Mittelmaßes diskutiert habe: Daß wir uns nur noch an Mitteln orientieren und an mangelnder Zielrichtung leiden. Hier sind wir wieder beim Paradoxon der Freiheit: Der moderne Proletarier kann alles tun, was er will, und fühlt sich schrecklich unfrei dabei, denn da er keine innere Notwendigkeit verspürt, orientiert er sich nur an äußeren Notwendigkeiten. Wer hingegen einen archetypischen Lebensentwurf mit jeder Faser seiner Existenz annimmt, bindet sich in größtem Maße und fühlt sich doch wesentlich freier: Hier stehe ich und kann nicht anders! Egal, was die anderen davon halten. Egal, welche Schwierigkeiten sich mir in den Weg stellen. Egal, ob der *business plan* beeindruckt oder nicht. Egal, ob ich davon leben kann – ich lebe dafür. Habt mich doch gern!

Mit den Grundtypen sind bestimmte Felder gesellschaftlicher Aufgaben verbunden, die durchaus plausibel erscheinen. Wer diese als zu einengend ansieht, möge es als bloße Anregung sehen, sich darüber Gedanken zu machen, wie eine sinnvolle Existenz aussehen kann.

Entscheidend für die traditionale Auffassung des Lebens ist das Gebot, etwas mit aller Kraft zu *sein*, nicht etwas zu werden. Der Karriere, die buchstäblich das Hinterherlaufen (Latein: *correre*) hinter einem möglichen (dynamischen) Werden meint, steht das entschiedene (entelechische) Ruhen in sich selbst gegenüber.

Ich möchte nun die zwei heute am fernsten scheinenden Lebensentwürfe herausgreifen, um ein wenig Erkenntnis aus dieser Perspektive zu gewinnen. Mit den Intellektuellen und den Unternehmern werde ich mich an anderer Stelle näher befassen, mit ersteren vermutlich in einer der nächsten Ausgaben der Scholien, mit den Unternehmern in einer eigenen Analyse und einem im September erscheinenden Buch.

Krieger

Mit Schrecken hat der vom letzten Jahrhundert gepeinigte Leser schon einen Wehrstand als Existenzform ausgemacht und befürchtet wohl eine Heroisierung des Abschlachtens von Menschen. Interessant ist allerdings, daß das größte Abschlachten stattfand, als der Krieger keine abgetrennte Lebensform mehr darstellte, sondern jeder Mensch Krieger sein konnte und schließlich mußte.

Der Krieger als Existenzform ist wie jeder andere Typus eng mit einem bestimmten Code verbunden. Im Mittelalter nannte man diesen Code Ritterlichkeit. Richard Weaver gewinnt diesem Code folgende positive Seite ab: *Der hochinteressante Aspekt der Ritterlichkeit war, daß sie einen Plan bot, wie eine Kultur einen Krieg ertragen und als Kultur fortbestehen konnte. Sie hatte als Prämisse keine Vereinfachungen, die bald verworfen werden, wie die Behauptung, daß „jeder Krieg Mord sei“. Im Gegenteil versuchte sie Krieg oder menschlichen Kampf als eine kulturelle Aktivität zu behandeln, sicherlich eine gefährliche, aber eine, die unter Kontrolle gehalten werden konnte.*^{21}*

Auf Sanskrit nannte man diesen Code des Kriegers *Dharma-yuddha*. Der damit verbundene Regelkatalog ist im *Mahabharata* überliefert. Ich gebe ihn hier wieder, um deutlich zu machen, wie eng dieser Code gefaßt ist:

- Der Kampf darf nicht vor Sonnenaufgang beginnen und muß exakt bei Sonnenuntergang beendet werden.
- Mehrere Krieger dürfen nicht einen einzelnen Krieger angreifen.
- Zwei Krieger dürfen sich nur duellieren, wenn sie dieselben Waffen tragen und entweder beide zu Fuß sind oder dieselben Tiere bereiten.

- Kein Krieger darf einen anderen, der aufgegeben hat, verletzen oder töten.
- Kein Krieger darf einen Unbewaffneten, Bewußtlosen oder Zivilisten attackieren, auch keine unbeteiligten Tiere.
- Kein Krieger darf einen anderen von hinten angreifen.❧⁽²²⁾

Für jede einzelne Waffe galt ein eigener Code, so streng wie heutige Regeln beim Sportfechten. Nach einer solchen Selbstbeschränkung sehnt man sich in heutigen Kriegen, in denen die Massenvernichtung praktiziert wird. Diese Selbstbeschränkung ist aber freilich nur in einer zutiefst kultisch gebundenen Gesellschaft denkbar, in der die Ehre mehr gilt als das Leben. Das Schwinden des Kriegers und die Überbetonung des Erhalts des eigenen Lebens und der eigenen körperlichen Unversehrtheit haben – wieder ein beachtliches Paradoxon – nicht zum Verschwinden von Krieg und Tod beigetragen, sondern im Gegenteil den totalen Krieg und die totale Vernichtung hervorgebracht.

Nun geht es nicht darum, den Kampf mit Todesfolge zu bejubeln. Wie oben bereits angedeutet, bezeichnet der Lebensentwurf des *kṣatriya* einen wesentlich breiteren Aufgabenbereich. Es geht nicht um die Fähigkeit, zu töten, sondern um die Fähigkeit und Bereitschaft, Ordnung zu stiften und

aufrechtzuerhalten. Der *kṣatriya* leitet als Führungspersönlichkeit die Menschen zum friedlichen Zusammenleben an, indem er Institutionen aufbaut und schützt. Diese Aufgabe entspricht der Politik im ursprünglichen Wortsinn (die nichts mit heutiger Parteipolitik zu tun hat): die Polis zu bewahren. Unter realen Menschen bedeutet das in extremis immer auch, dem Rechtsbrecher und dem Tyrannen unter Einsatz des eigenen Lebens entgegenzutreten.

Die Demokratie der alten Griechen war das Ideal, daß eine möglichst breite Schicht der Bürger echte Bürgen der Polis im Sinne solcher *kṣatriyas* sein sollten. Das kriegerische Element war hier besonders präsent; freie Bürger erkannte man am Recht, an der Bereitschaft und Fähigkeit, Waffen zu führen.

In einem Zeitalter der Unordnung wie jenem nach dem Untergang der antiken Kulturen, bleiben nur wenige, die diese Aufgabe wahrnehmen können, Gemeinschaften zu schützen. Aus dieser Notwendigkeit entstand die Ritterkultur des Mittelalters.

Der wesentliche Aspekt der Rangordnung liegt in der Orientierung, die sie bietet. Die dahinterliegende Beobachtung ist folgende: Es gibt Menschen, die in besonderem Maße dazu fähig sind, das Verhalten anderer Menschen zu beeinflussen.

Diese Beeinflussung kann unterschiedlich aussehen: 1. Inspiration, die Wirkung über den Geist durch die Kombination von Vorbildwirkung und Wissen, 2. Motivation, die Wirkung über die Leidenschaft durch die Kombination von Charisma und Entschlossenheit, 3. Nötigung, die Wirkung auf den Körper, wenn der Geist nicht willig ist, die Abschreckung durch die Bereitschaft und Fähigkeit zum Einsatz von legitem Zwang zur Abwendung illegitimer Gewalt. Diese Menschen, Alphas, können eine wichtige Funktion übernehmen, stellen aber selbst stets die größte Gefahr dar. Als Praktiker der Macht erliegen sie bald der Praxis der Macht und streben die Macht an, wodurch ihr Handeln wieder zu einem Mittel für niedrigere Zwecke wird. Daher sind sie den Brahmanen nachgeordnet, haben also die moralische Pflicht, das Wissen und die Weisheit aktiv bei jenen zu suchen, die nicht nach Macht streben (dürfen).

Der *kṣatriya* aus Berufung erkennt als sein inneres Naturell die außergewöhnliche Fähigkeit, Menschen zu bewegen, und widmet diese gefährliche Gabe dem guten Zweck, damit die Gesellschaft nicht zu zerstören, sondern zu verbessern, wobei er sich einem besonders strengen Code unterwirft. Ansonsten setzen sich die Anreize durch, diese Macht, die durch ihre Ausübung wächst, zur gewaltsamen und damit nur scheinba-

ren „Verbesserung“ des Menschen wider seine Natur zu nutzen, aus Selbstüberhöhung, Gier und Ungeduld. Der *kṣatriya* weiß, daß er Diener ist, zwar keines einzelnen Menschen aber eines höheren Prinzips und damit jedes Menschen.

Wie sähe die Aufgabe eines *kṣatriya* heute aus? Sie ist riesengroß. Es ist die Aufgabe, durch Vorbildwirkung, durch organisatorisches Geschick und die Fähigkeit, Sicherheit zu bieten, Gemeinschaften dabei zu unterstützen, den schmerzhaften Umstrukturierungsprozeß unserer Tage zu überstehen – oder neue Gemeinschaften aufzubauen. Das ist Politik im ursprünglichen Sinne und genau an solchen Politikern fehlt es, weil die dazu geeigneten Menschen in der Sackgasse „Partei politik“ abstupfen und verrohen. Dort gilt die Devise: *the worst get on top* (Friedrich A. von Hayek). Entweder indem sich die Guten ernüchtern zurückziehen und fortan die „Politik“ meiden oder indem die Guten selbst zu Schlechten werden. Wer ständig Dummheit, Gier und Neid zu bedienen hat, „macht sich die Hände schmutzig“ und wird mit der Zeit genauso ölig wie diese Werkzeuge.

Verständlicherweise stoßen solche Idealisierungen, wie wir sie in den Überlieferungen finden, heute viele ab. Man darf diese Überlegungen aber nicht als „unrealistisch“ mißverstehen, es

handelt sich nicht um empirische Beschreibungen, sondern um Maße zur Orientierung. Wer die Ideale verwirft, weil sie nicht verwirklichtbar scheinen, verwirft auch das Maß und trägt gerade damit bei, daß das Ideal immer „unrealistischer“ wird. Beim diesem, angeblich nüchternen „Realismus“ handelt es sich also stets um eine selbsterfüllende Prophezeiung. Ich erinnere nochmals an das schöne Goethe-Wort: *Nehmen wir den Menschen einfach so, wie er ist, dann machen wir ihn schlechter; nehmen wir ihn hingegen so, wie er sein soll, dann machen wir ihn zu dem, der er werden kann.*

Theorie und Praxis

Welches Wissen ist nötig, um diese Form der Politik heute auszuüben? Die heutige „Politikwissenschaft“ darf man dazu getrost ignorieren. Bereits der Vorläufer der modernen „Politikwissenschaft“, Machiavelli, hat mit seiner unbestreitbar „realistischen“ Beschreibung der „Praxis“, diese Praxis deutlich geprägt. Wiewohl an die Qualität eines Machiavelli moderne „Politologen“ kaum herankommen.

Praxis bedeutet Tun, und dieses Tun ist eben das, was man tut und nicht was uns sagt, was wir tun sollen und dürfen, sondern nur was „funktioniert“, „durchgeht“, „praktikabel“ ist.

Das Tun resultiert aus unserem Denken und wer das Tun an die Stelle des Denkens setzt, kann nicht anders als eben nur das zu tun, was andere tun, lautstark einfordern oder gut bezahlen. Es ist vielmehr dieser Pragmatismus, der zur Vereinheitlichung der Ideologien geführt hat als das geheime Wirken von Ideologen. Die heutige Einheitsideologie von „Parteipolitikern“ jeder Couleur und ihrer Wähler ist das Nützlichkeitsdiktat einer in der Masse gemittelten Mittelmäßigkeit. Jene ideologischen Meme, die jenen bequemsten Weg noch bequemer gestalten, setzen sich durch; wenn's die „Praxis“ erfordert, wird die Ideologie auch gut und gerne auf den Kopf gestellt. So weisen fast alle historischen Ideologien einen erstaunlichen Wandel auf; heutige Liberale, Sozialisten, Konservative haben mit ihren Namensvettern vor hundert Jahren kaum mehr etwas gemein.

Der traditionale Zugang mit der Betonung eines jeweiligen Eigengesetzes, eines Verhaltenscode jeder Berufung, liefert hier eine mögliche Orientierung zu einer Selbstbeschränkung, die paradoxerweise eine Befreiung, nämlich von diesem Nützlichkeitsdiktat, mit sich bringt. Dieser Code, der reine Theorie ist, ist viel wesentlicher als die Praxis, denn die ergibt sich aus dem Handeln. Der Code kann für alle *kṣatriya* derselbe sein, wird damit studierbar, lehrbar, überprüfbar und kann so

ein Maß darstellen. Das Handeln wird für jeden ein anderes sein, denn es richtet sich nach dem momentan, lokal und konkret Möglichen. Das ist genau die Aufgabe und Leistung des einzelnen *kṣatriya*; wenn er nach „praktischen Rezepten“ ruft, dann will er seine schwierige Führungsaufgabe auf andere überwälzen, um den Ruhm einzustreifen, aber die Unge-
wißheit abzugeben.

Wenn mich „Politiker“ oder potentielle Politiker danach fragen, was sie denn tun sollen, vermeide ich konkrete Antworten. Denn die konkrete Antwort ist ein politischer Akt, den man entweder in vollem Bewußtsein setzt oder gar nicht. Denn die Wahl eines Weges ist eine immense Verantwortung, kein „Experiment“ von Klugscheißern, die es immer nur im Nachhinein besser wissen. Diese Verantwortung muß irgendjemand konkret tragen, und es braucht eine ganze („mit ganzem Herzen“), solide Existenz, um diese heute besonders schwere Last zu tragen, sonst bricht es einem das Genick.

Nicolás Gomez Dávila beschreibt in einem jener Bücher, die uns in dieser Ausgabe treu begleiten, mit spitzer Feder den falschen „Praktiker“ von heute: *Los hombres llamados prácticos no son, necesariamente, hombres capaces de acciones eficaces, sino hombres incapaces de consideraciones teóricas. Lo que caracteriza,*

*en efecto, al hombre práctico es la dificultad con que se expresa, y la ineptitud o la impericia de sus explicaciones.*²³ Die Menschen, die man Praktiker nennt, sind nicht notwendigerweise Menschen, die zu wirksamen Taten fähig sind, sondern Menschen, die zu theoretischen Überlegungen unfähig sind. Was die Praktiker tatsächlich charakterisiert, ist die Schwierigkeit, sich auszudrücken und die Untauglichkeit und Ungeschicklichkeit ihrer Erklärungen.

Der wirkliche Praktiker übernimmt jene Verantwortung, und er übernimmt sie mit bestem Wissen und Gewissen. Dieses „beste Wissen und Gewissen“ ist die Theorie. Es ist die Pflicht des Praktikers, sich an dieser Theorie zu orientieren und sie in sein Handeln zu übersetzen.

Dieses Wissen zu destillieren, zu keltern, einzuschenken, das Gewissen zu bilden, das ist die Aufgabe eines anderen Lebensentwurfes, zu dem ich beizeiten noch einiges zu sagen habe. Nur so viel: Falsche „Theoretiker“ können eine noch verhängnisvollere Wirkung entfalten als falsche „Praktiker“. Solche „Intellektuellen“ benutzen Ideen und Ideale als Mittel zu allzu „praktischen“ Zwecken, etwa um selbst Macht, Prestige und Einkommen zu erringen. Derart verunreinigte Ideale bilden eine täuschende Fassade. Es sind die sprichwörtlichen

falschen Monstranzen, die man vor sich herträgt. Es handelt sich dabei, um bei der theologischen Metapher zu bleiben, um ein Aussetzen des Allerheiligsten, das als metaphysischer Schutzschild mißbraucht wird.

Skalierung

Den Pragmatismus der Macht, des Einkommens oder des Prestige finden wir nicht nur bei Parteipolitikern als vorherrschende Ideologie. Auch die anderen Lebensentwürfe sind davon geprägt. Besonders stark ist dieser Zugang beim vermeintlichen Gegenentwurf zum heutigen „Politiker“, beim Unternehmer zu finden. Folgt der Unternehmer keinem Code, keinem Ethos, dann kann er sogar dem „Politiker“ gänzlich gleich werden, auf Neudeutsch eine Art „outgesourceter“ Durchführer „politischer“ Projekte, also von Vorhaben, die zugunsten von Interessensgruppen (*factions*) durch „politische Mittel“ umgesetzt werden. „Politische Mittel“ sind, wie ich bereits einmal ausführte, jene, die Menschen nicht aus freiem Entschluß und nach eigenem Ermessen für eine Sache aufbringen, die ihnen wertvoll ist, sondern es handelt sich um „ein Angebot, das man nicht ablehnen kann“, um mit Vito Corleone zu sprechen.

Dieser Pragmatismus ist meist daran erkennbar, daß sich alle Gedanken darum drehen, wie sich etwas „skalieren“ lasse. Der „Politiker“ prüft jede Handlung und Äußerung danach, wieviele Wähler sie ihm einbringt. Der „Unternehmer“ prüft jede Handlung (Produktion) und jede Äußerung (Information, d.h. Werbung) danach, wieviele Käufer sie einbringt. Dabei ist es fraglich, ob dieser Zugang die Vermassung hervorbrachte oder ob die Vermassung erst diesen Zugang zum einzig lohnenden machte.

Der Leser wundert sich vielleicht über diese Unternehmerschelte. Ich möchte sie zunächst als bloße Beschreibung verstanden wissen und möchte dem Sachverhalt zum Ausgleich noch etwas Positives abgewinnen. In der Tat ist es natürlich genau diese Skalierung, die es erst möglich macht, die Masse, die sich nicht selbst versorgen kann, zu ernähren, einzukleiden, ihr ein Dach über dem Kopf zu bieten. Somit hat es natürlich etwas Absurdes, wenn die Masse auf Zuruf von Ideologen aus der Oberschicht jene für die Entfremdung ihrer Existenz haßt, die ihre Existenz erst möglich machen. Daran, daß alternative Existenzformen verschwinden, tragen Unternehmer nur eine sehr nachgereichte Schuld, die gegenüber den wahren Profiteuren dieses „Strukturwandels“ verschwindet.

Die Skalierung auf die homogene Masse bietet eine unübertreffliche Versorgung mit den materiellen Minima einer (materialistischen) Existenz, und auch der Nicht-Materialist lebt natürlich nicht von Licht und Liebe allein. Wenn heute die Forderung nach einem Grundeinkommen erschallt, muß man sich über die Blindheit wundern, nicht zu sehen, woher das historisch hohe Niveau der Grundversorgung in unseren Breiten stammt. Tatsächlich ist der Fokus auf das „Einkommen“ zwar eine Spur näher an der Wahrheit als der satanische Kult um „Arbeitsplätze“, doch in der heutigen Form nichts als die sogenannte Geldillusion. Wenn das geforderte Grundeinkommen sich durchsetzen würde, also jeder aus zusätzlicher Steuerlast oder „Geldproduktion“ 1000 Euro monatlich bekäme, würden die Menschen bald die bittere Erfahrung machen, daß man Geld nicht essen kann. Und man komme mir nicht mit liberalen Utopien, daß ein Grundeinkommen das gesamte Sozialsystem ersetzen könnte und würde. Diese naive Ansicht läßt sich von Begriffen täuschen und glaubt tatsächlich die freche Lüge, daß der Zweck des Sozialstaates die Versorgung von Armen und Kranken wäre; dies ist allenfalls bloße Nebenfolge anderer Zwecke, die praktischerweise als weitere Parallelfolge auch zugleich die zur Legitimierung nötige Armut und Abhängigkeit schaffen.

Der realistische Schlüssel zu einem wirklichen „Grundeinkommen“ im Sinne einer Grundversorgung, auf die man stets zurückfallen kann, ist in der Tat die pragmatische Skalierung. Es reicht ein minimaler Teil der meisten Nettoeinkommen, um sich ausreichend zu ernähren, und dies obwohl die Preise natürlich durch Inflation, Steuern und Regulierung ein Vielfaches des Möglichen betragen. Bei zubereiteten Speisen verhindert die Regulierung eine ähnlich günstige Breitenversorgung, wie man sie anderswo in der Form von Garküchen findet.

Hier ist noch einiger unternehmerischer Spielraum vorhanden, billigste Massenversorgung zu bieten. Etwa durch Komplexe kleiner, flexibel beziehbarer Notquartiere. Ich denke dabei an Wolkenkratzer mit selbstreinigenden, spartanischen Schlafkojen, die unerreicht niedrige Mietpreise bieten könnten.

Solche Visionen mögen ein gewisses Schaudern auslösen und vielleicht zum Denken anregen. Es geht mir aber gar nicht um die (ohnehin schon nahe an der Wirklichkeit liegende) Dystopie, ich meine es im Moment ernst. Wer einwendet, daß die Billigstversorgung doch noch immer keine Gratisversorgung wäre, versteht den Punkt nicht: Einerseits verstehen

auch nicht gewinnorientierte Organisatoren zunehmend, daß es viel sinnvoller ist, ihre Dienste zu minimalen Tarifen anzubieten als gänzlich kostenlos, da so mit knappen Ressourcen besser umgegangen wird und mehr Notleidenden geholfen werden kann. Wo liegt das Problem, die Suppe nicht kostenlos, sondern für wenige Cent auszugeben? Andererseits gibt es alternative Finanzierungsmodelle als Endkundenpreise (Werbung, Merchandising, Patenschaften, Lotterien, ...). Zu guter Letzt wäre es natürlich auch möglich, nicht-monetäre Gegenleistungen zu ermöglichen, etwa durch einen an den Wohnkomplex angeschlossenen *Workshop*, wie es historisch das Tütenkleben in Armenhäusern war.

Der geschätzte Leser weiß womöglich noch immer nicht, ob das jetzt nicht wieder eine beißende Ironie von mir ist. Ja, auch, aber nicht nur. Mein Punkt ist: Wir laufen Gefahr, uns aufgrund falscher Rahmenbedingungen letztlich nicht einmal mehr auf die „Vorzüge“ der Vermassung verlassen zu können, nämlich daß eben jene Masse auch eine Lebensgrundlage vorfindet, eine in Abhängigkeit und Entfremdung zwar, aber doch zumindest mit hinreichend Kalorien.

EU-Vermassung

Insbesondere die Auflehnung gegen dieses Leben ist es paradoxerweise, die, von Ideologen in falsche Richtungen geleitet, der Masse ihre Lebensgrundlage entziehen kann. Spätestens dann, wenn sich nicht einmal die skalierte Produktion mehr auszahlt und der pragmatische Unternehmer ganz pragmatisch schließt, daß mehr Geld dabei zu holen ist, die Masse mit massenproduzierten Illusionen zu füttern als mit Nahrungsmitteln – und er die Profession wechselt und zum „Politiker“ wird.

Ein Beispiel für Vermassung, die der Masse die Lebensgrundlage entzieht, ist die EU-Politik. Dieser Schattenstaat hat sich zu einer zerstörerischen, kriminellen Organisation entwickelt, die aus Ahnungslosigkeit und Wahnsinn eine ganze Wissenschaft gemacht hat. Es handelt sich auch hierbei nicht um eine Verschwörung von besonders böartigen Menschen, sondern um einen Orden, indem alle Menschen, die in diesen eintreten, durch Gleichschaltung vollkommen spontan in dieselbe, verhängnisvolle Richtung wirken. Das wirkt überzogen, aber in der Zeit, in der ich in Brüssel lebte, konnte ich mich selbst davon überzeugen, daß die sich formierende EU-Elite alle Eigenschaften einer Sekte aufweist, die mittels

„Information“ (psychotechnische Propaganda von dafür eigens ausgebildeten „Experten“) einen tiefreligiösen, eschatologischen EU-Kult betreibt.

Zentrale „Politik“ der EU ist die Landwirtschaftspolitik und diese wird in besonders starkem Ausmaß von romantischen Ideen getragen, die eine Ablehnung der Vermassung implizieren. Tatsächlich erfolgt im Namen dieser „Politik“ eine weitere Vermassung der Landwirtschaft, die aus Bauern industrielle Bürokraten macht. Diese „Politik“ hat sich eben sehr geschickt in die ideologische Ausnutzung der Ablehnung der Vermassung eingeklinkt – dies ist eben jenes Paradoxon, das ich gerade erwähnte. Die Menschen glauben, daß es nur die „Unterstützung“ der Landwirtschaft durch die EU (mit ihrem Steuergeld) sei, die verhindere, daß alle Bauern Industriebetrieben weichen, in denen Lebensmittel chemisch produziert würden.

Tatsächlich verbietet die nationale EU-Gesetzgebung mittlerweile Kleinbauern sogar, ihre eigenen Tiere zu schlachten. Wer das Fleisch vom eigenen Hof verkaufen will, muß 90.000 Euro zusätzlich für einen „EU-konformen“ Schlachtbetrieb aufwenden. Das erzählte mir kürzlich eine Landwirtin. Von

den anderen Schauergeschichten, die ich zur EU-Agrarpolitik schon gehört habe, ganz zu schweigen ...

Freie und Unfreie

Wenn ich von der Vermassung spreche, meine ich die Durchsetzung bestimmter Strukturen und Lebensstile auf Kosten anderer. Nicht gemeint ist irgendeine Abneigung aus Überheblichkeit gegenüber dem „kleinen Mann“. Wir sind alle in den meisten Bereichen unseres Lebens Teil einer „Masse“. Und dennoch gibt es einen interessanten, historischen Gegensatz zwischen den Existenzformen der Abhängigkeit und jenen der Selbständigkeit. Wenn von Freien die Rede war, dann meinte das stets eine Auszeichnung, keinen Anspruch. Der Freie zeichnet sich durch besondere Unabhängigkeit aus, schuldet niemandem Dienste (wobei jede Schuld ein wechselseitiges Verhältnis impliziert).

Traditionell gilt die Existenzform des Kriegers als geradezu archetypisch für den Freien. Dies mag seine Gründe haben: Einerseits zeichnet sich der Krieger durch die Fähigkeit und Bereitschaft aus, die Freiheit unter Einsatz seines Lebens zu verteidigen. Andererseits findet sich in ritterlichen Kulturen, wie bei den japanischen Samurai, eine ganz eigene Lebensein-

stellung, die den Eindruck besonderer spiritueller Freiheit erweckt. Eine ausgezeichnete Erklärung dieses Aspektes der Freiheit lieferte Montaigne: *La préméditation de la mort est préméditation de la liberté. Qui a appris à mourir, il a désappris à servir. Le savoir mourir nous affranchit de toute subjection et contrainte.*^{24} Die Kontemplation des Todes ist Kontemplation der Freiheit. Wer zu sterben gelernt hat, hat verlernt, Untertan zu sein. Das *savoir mourir* (die Sterbenskunst im Gegensatz zu Lebenskunst, *savoir vivre*) befreit uns von jedem Zwang und jeder Einschränkung.

Die vedische Überlieferung ist etwas genauer, sieht sie die Freiheit doch nicht nur im Krieger verwirklicht. Der Brahmane gewinnt Freiheit durch Askese. Der Gedanke ist ganz analog: Wie uns das Hängen am Leben furchtsam macht, so macht uns die Sorge um Besitz abhängig.

Der Unternehmer hingegen kann eine niedere, weltlichere Form der Freiheit erlangen, indem er Besitzer seiner eigenen Lebensgrundlage ist, seines Bodens, seiner Werkzeuge, seiner einzigartigen Fähigkeiten.

Doch ist die Abhängigkeit tatsächlich so schlimm? Für die Inder ist sie ein genauso wichtiger und berechtigter Lebensentwurf. Natürlich sind wir in gewissem Sinne alle von ande-

ren abhängig. Gemeint ist hier die konkrete Abhängigkeit des Arbeiters, Dieners oder Knechtes. Wir haben es hier freilich mit einem Konzept der Ungleichheit zu tun, das, wie wir es so oft in der Überlieferung finden, zwischen Freien und Unfreien unterscheidet. Damit ist niemals bloß die faktische Freiheit gemeint, sondern vielmehr die Fähigkeit und Bereitschaft zur Freiheit.

Friedrich Nietzsche ist bekannt dafür, diese Scheidung sehr radikal vollzogen zu haben. Er schreibt: *Dem wird befohlen, der sich nicht selbst gehorchen kann.*^{25} An anderer Stelle schilt er im Namen Zarathustras: *Frei nennst du dich? Deinen herrschenden Gedanken will ich hören und nicht, dass du einem Joche entronnen bist. Bist du ein Solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es giebt Manchen, der seinen letzten Werth wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf. Frei wovon? Was schiert das Zarathust-
ra! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu? Kannst du dir selber dein Böses und dein Gutes geben und deinen Willen über dich aufhängen wie ein Gesetz? Kannst du dir selber Richter sein und Rächer deines Gesetzes?*^{26}

Der Gedanke, daß es in unserer Gesellschaft Unfreie, Hörige geben sollte, empört heute in höchstem Maße. Ich kann die Empörung nachvollziehen. Der Mensch ist zur Freiheit gebo-

ren. Doch stoßen wir schnell auf ein Paradoxon: Könnte es sein, daß, indem wir die Freiheit allen zugestehen, sie eigentlich allen zumuten, als Last, unter der manche brechen und sich dann mit allergrößter Vehemenz im Namen der Freiheit gegen die Freiheit richten?

Dies ist ein furchtbar unbequemer Gedanke. Könnte es sein, daß sich die heutige Zeit deshalb so sehr über Sklaverei und Knechtschaft empört, um ihrer Ketten zu spotten? Scheint die Freiheit heute deshalb so viel zu gelten, wird sie deshalb so oft bemüht, weil sie im Schwinden begriffen ist? Julius Evola zieht genau diesen, extrem bitteren Schluß, daß *wenn es je eine Sklavenkultur im großen Stile gegeben hat, diese sicherlich die moderne Kultur ist, denn keine traditionale Gesellschaft sah jemals so große Massen zu einer dumpfen, seelenlosen und automatischen Arbeit verdammt: eine Sklavenherrschaft, die als Gegenstück nicht einmal die hohe Statur und greifbare Wirklichkeit von Herren oder Herrschern aufweist, sondern sanft von der Tyrannei des wirtschaftlichen Faktors und den absurden Strukturen einer mehr oder weniger vermassten Gesellschaft aufgezwungen wird. Und da die moderne Lebensanschauung in ihrem Materialismus dem einzelnen jede Möglichkeit genommen hat, dem eigenen Schicksal etwas Überhöhendes zu verleihen und darin ein Zeichen und ein Symbol zu sehen, wird die heutige Sklavenherrschaft zur düstersten und*

*verzweifeltsten aller jemals bekannten Spielarten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die dunklen Kräfte des Weltumsturzes in den Massen der modernen Sklaven ein leichtes, stumpfsinniges Instrument zur Verfolgung ihrer Ziele gefunden haben: und in den Gebieten, in denen diese Kräfte schon gesiegt haben, sehen wir in den endlosen, sogenannten „Arbeitslagern“, wie sie methodisch und satanisch die physische und moralische Vernechtung des Menschen ausüben, um eine Vermassung und ein Ausradieren sämtlicher Persönlichkeitswerte herbeizuführen.*²⁷**

Die wirkliche Freiheit ist nicht so süß, wie sie klingt. Sie ist furchtbar unbequem, denn ihre Gegenseite ist Verantwortung. Es klingt weitaus weniger unkorrekt, darüber zu diskutieren, daß Verantwortung eine innere Bereitschaft und Fähigkeit erfordert, nämlich eine Tragfähigkeit für diese Last. Es bringt gar nichts, uns darüber zu beglückwünschen, alle „frei“ zu sein. Menschen werden nicht dadurch erwachsen, ein bestimmtes physiologisches Alter überschritten zu haben. Werden sie frei, indem man sie frei nennt? Vielleicht wäre es tatsächlich günstiger, die Freiheit als eigenen Lebensentwurf anzusehen und die faktische Abhängigkeit und den Wunsch nach Abhängigkeit in klare Formen zu fassen.

Bertrand de Jouvenel macht deutlich, wie schwer die Last der Freiheit sein kann: *Der Römer war, das ist wahr, frei, alles zu tun. Aber wenn er die Frage „Spondesne?“ [versprichst du?] unklug beantwortete, war er gebunden [...]. Er war frei, aber wenn er durch Sorglosigkeit, mangelnde Voraussicht oder Dummheit versprach, eine bestimmte Summe zu bezahlen und diese nicht zahlen konnte, so galt er hinfort als Sklave seines Gläubigers. Eine Welt, in der die Folgen von Fehlern so schwerwiegend waren, erforderte und formte starke Naturen. Die Menschen meditierten lange über ihre Handlungen und [...] jede einzelne Handlung hatte einen zeremoniellen Charakter.*⁽²⁸⁾*

Ich denke, es wird eine der größten Herausforderungen der Zukunft sein, damit umzugehen, daß eine große Zahl der Menschen die Fähigkeit zur Verantwortung und damit Freiheit verloren hat. Vermutlich ist es menschlicher, dies durch klare, personale Betreuungsverhältnisse abzufedern. Die Alternative ist der therapeutische Zentralstaat, der „alle gleich behandelt“ und in den entstehenden Menschenreservaten die Freiheitsfähigen unterdrücken und ausmerzen muß, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Waffen

Wir sehen dies deutlich beim Problem des Waffenbesitzes, den ich schon früher angesprochen habe. Kürzlich reiste ich durch den Libanon, wo man alle paar Kilometer an einem Kontrollposten halten muß, bei dem Stichproben durchgeführt werden, um mitgeführte Waffen zu beschlagnahmen. Die erstarkende Zentralgewalt führt eine massive Entwaffnung der Bevölkerung durch, was natürlich in dieser Krisenregion zu einer Abnahme von bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Bevölkerungsteilen führt.

Langfristig nimmt damit aber natürlich auch die Gefahr zu, daß die Zentralgewalt noch größeres Unrecht verübt als bloße Schießereien zwischen befeindeten Nachbarn: nämlich Massenmord und ethnische Säuberungen, wie dies die häufige Folge der Schaffung zentralisierter „Nationalstaaten“ ist.

Doch was tun, wenn man es mit Menschen zu tun hat, die eigentlich „nicht frei herumlaufen sollten“? Die durch Verhetzung oder schlicht Verantwortungslosigkeit (wie dies bei plündernden Mobs der Fall ist) eine Bedrohung für ihre Mitmenschen darstellen? Der Wunsch nach Entwaffnung ist dann verständlich und ich kann ihn im Libanon sehr gut

nachvollziehen. Doch er ist nur ein Symptom, dessen Implikationen bitter sind.

Wenn man sich nicht mehr sicher fühlen kann, weil der Nachbar eine Waffe hat, darf man sich dann sicher fühlen, wenn der Nachbar ein Auto fährt? Mit Feuer heizt? Mit Messer und Gabel ißt? Nicht in einer Gummizelle sicher verwahrt ist?

Eine Gesellschaft, in der man sich fürchten muß, wenn der Nachbar Dinge besitzt, die sich in die Luft jagen lassen, ist nicht lebenswert. Wir machen sie nicht lebenswerter, indem wir die Illusion von Sicherheit schaffen, die konsequenterweise in ein total überwachtetes Gefängnis führen muß, in dem alle Menschen in Gummizellen untergebracht sind und von Wächtern gefüttert werden.

Läßt sich ein institutioneller Rahmen denken, in dem Verantwortungslosigkeit sicher und menschlich umfaßt werden kann, ohne die Verantwortungsfähigkeit einzuengen und abzuwürgen? Ich muß ein ganz schlimmes Gedankenverbrechen gestehen, das den Leser vielleicht schockieren wird: Ich denke nämlich darüber nach, ob sich aus den alten Formen der Leibeigenschaft da etwas lernen ließe, das in Richtung einer personalen Vormundschaft mit klar umrissenen Pflich-

ten und Ansprüchen weist. Womöglich ist es unmenschlicher, die Existenzform des Unfreien gar nicht zuzulassen, des Menschen, der – im besten Falle bloß vorübergehend – unter der Last der Verantwortung, also der Freiheit, einknickt. Ich bin davon überzeugt, daß ohne die Verantwortungsverwässerung unserer Tage, die aufgrund des Phänomens des *moral hazard*, das ich bereits beschrieben habe, Verantwortungslosigkeit züchtet, die Last der Freiheit viel größer wäre; daß es also viel schwerer und unbequemer ist, frei zu sein, als wir dies wahr haben wollen.

Der fallende Mensch

Habe ich das Ziel, die Fallhöhe zu bestimmen, aus den Augen verloren? Indem ich dem Sündenfall nachging, zeigte sich dessen personaler Charakter. Es läßt sich kein konkreter historischer Punkt ausmachen, von dem sich sagen ließe, daß eine Rückkehr dorthin unsere Probleme zum Verschwinden brächte. Der Verfall ist deshalb ein ewiger und ewig beklagter, weil er der „gefallenen Natur“ des Menschen entspricht.

Diese theologische Deutung wird heute von den wenigsten verstanden: es handelt sich nämlich um das Konzept der Erbsünde. Im deutschen Sprachraum haben wir das zusätzli-

che Problem einer irreführenden Übersetzung dieses Begriffs. Es ist eine abstoßende Vorstellung, daß der Mensch quasi durch Sippenhaftung eine Erblast für ein mythisches Verbrechen zu tragen habe. Die Last der Gegenwart ist doch schon ausreichend schwer.

In den meisten anderen Sprachen ist von Ursünde die Rede. Es geht gar nicht um das Erben fremder Schuhe, sondern um die eigenen. Richard Weaver bringt die Bedeutung der *original sin* gut auf den Punkt: *Die Ursünde ist eine Parabel auf die ewige Neigung des Menschen, das Falsche zu tun, wenn er um das Richtige weiß.* ⁽²⁹⁾

Dem Menschen eine „gefallene Natur“ zuzuweisen, meint also die schlichte Beobachtung, die jeder Mensch bei sich selbst machen kann, daß wir schwach sind; daß das Wissen alleine nicht genügt, sondern ständig ein innerer Schweinehund im Weg steht und an uns zerrt.

Eine außergewöhnlich tiefe Betrachtung dieser Eigenschaft der menschlichen Natur findet sich bei Nicolás Gomez Dávila: *Oscilando entre la decepción y la quimera, entre la privación invencible y la posesión nugatoria, el acto humano no tiene plenitud. Lo imposible que nos seduce, nos repele; lo posible que nos espera, nos hastía. La condición del hombre es el fracaso. El hombre*

es un deseo que fracasa, un anhelo que no se cumple; pero el hombre no es el ser que fortuitamente fracasa, que casualmente no logra; el hombre es el ser que no logra; ser hombre es no lograr. La imposibilidad de cumplimiento no es atributo adventicio de una intacta esencia; la esencia es el anhelo fracasado. La condición del hombre es impotencia.⁽³⁰⁾**

Hin und her geworfen zwischen Enttäuschung und Illusion, zwischen der unüberwindlichen Entbehrung und dem nichtigen Besitz, findet die menschliche Handlung keine Erfüllung. Das Unmögliche, das uns lockt, weist uns ab; das Mögliche, das uns erwartet, langweilt uns. Die Natur des Menschen ist das Scheitern. Der Mensch ist ein Wunsch, der versagt bleibt, eine Sehnsucht, die unerfüllt bleibt; doch der Mensch ist nicht das Wesen, daß zufällig scheitert; [...] Mensch sein heißt scheitern. [...] Die Natur des Menschen ist das Unvermögen/die Schwäche.

Man verzeihe mir, daß ich stets das Original voranstelle, auch bei so langen Passagen. Dies mache ich bei jenen Sprachen, die manchen Lesern geläufig sein könnten, außer beim Englischen, das zwar eine wunderbare Sprache ist, aber ohnehin einen allzu prominenten Platz einnimmt. Einerseits freue ich mich selbst immer sehr, wenn man mir ein Original nicht vorenthält und sehe das als Dienst am Leser an, sei es auch nur, um ungenützte Sprachkenntnisse nicht zu verlieren.

Andererseits geht bei der Übersetzung so viel verloren. Gerade bei Dávila gilt dies, sein Spanisch ist unglaublich poetisch und bietet einen faszinierenden Wortreichtum.

Dávila beschreibt, wie aus jener existentiellen Bedrängung unterschiedliche theologische Schlüsse gezogen werden. Der heute dominante Schluß sei der Anthropozentrismus, ein Kult, der den Menschen als gefallenen Gott oder als zu gebärenden Gott („Neuer Mensch“) interpretiert, sich also entweder auf die Vergangenheit oder die Zukunft richte. Historische Beispiele für den vergangenheitszugewandten Anthropozentrismus seien der Orphismus und der Gnostizismus, die Religion unserer Tage aber sei der zukunftszugewandte Anthropozentrismus in der Form des Demokratismus.

Diesen Fehlschlüssen hält Dávila eine andere Einstellung entgegen, in der ich mich persönlich wieder fand (im Sinne eines Ideals, nicht einer arroganten Selbstbeschreibung): *Estos son los hombres cuya conciencia acepta su condición humana, y que acatan, orgullosos y duros, las innaturales exigencias de la vida. Estos hombres comprenden que la enfermedad de la condición humana es la condición humana misma, y que por lo tanto sólo pueden anhelar la mayor perfección compatible con la viciada esencia del universo. Una inquieta ironía conduce sus pasos caute-*

*losos a través de la torpe y áspera insuficiencia del mundo. Es handle sich dabei um jene Menschen, deren Bewußtsein unsere menschliche Bedingtheit akzeptiert und die stolz und zäh die unnatürlichen Herausforderungen des Lebens erdulden. Jene Menschen verstehen, daß die Schwäche des Menschen Teil seiner Natur selbst ist, und nur deshalb können sie die größte Vervollkommenung erreichen, die mit der Sündhaftigkeit der Welt vereinbar ist. Eine rastlose Ironie führt ihre vorsichtigen Schritte über die träge und holprige Unvollkommenheit der Welt. Como nada esperan de la indiferencia de las cosas, la más leve delicia conmueve su corazón agradecido. Como no confían en la espontánea y blanda bondad del universo, la fragilidad de lo bello, la endeblez de lo grande, la fugacidad atroz de todo esplendor terrestre, despiertan en sus almas el respeto más atento, la reverencia más solemne. Da sie nichts von der Gleichgültigkeit der Dinge erwarten, bewegt die kleinste Wonne ihr dankbares Herz. Da sie nicht auf die spontane und einfache Güte der Welt vertrauen, erweckt die Zerbrechlichkeit des Schönen, die Instabilität des Großen, die grausame Flüchtigkeit jedes weltlichen Glanzes in ihrer Seele den aufmerksamsten Respekt, die tiefste Ehrerbietung. Toda la astucia de su inteligencia, toda la austera agudeza de su espíritu, apenas bastan para ensayar de proteger y de salvar las semillas esparcidas.*³¹ Die*

gesamte Schläue ihres Intellekts, die gesamte strenge Schärfe ihres Geistes genügen kaum für den Versuch, die verstreuten Keime zu schützen und zu retten.

Diese Einstellung bezeichnet Richard Weaver mit dem alten Ausdruck der *pietas*. Dabei handle es sich eigentlich um Respekt vor der Tragik der Existenz. Wenn wir diese Tragik akzeptieren, hört die Existenz paradoxerweise auf, eine Tragödie zu sein. Die Fallhöhe hat sich damit auf unsere Augenhöhe reduziert. Alles Gute und Schöne, das besteht, ist ein Wunder, auf das wir unsere Aufmerksamkeit richten sollten, und alles, das längst, bald nicht mehr, oder noch nicht ist, ein Auftrag. Schlechte Nachrichten erschüttern nicht mehr, wenn sie nicht überraschen. Wir sind nicht in lichter Höhe vor dem Fall. Was sich wie Höhenangst anfühlt, ist Überheblichkeit. Die Welt ist *postlapsal*, sagt die Theologie. Wir beginnen, jeder für sich, tief unten und die Zeichen weisen aufwärts.

Tradition

Weil hier so lange von der traditionellen Perspektive die Rede war, ist es nötig, eine differenziertere Betrachtung der Tradition nachzureichen. Wie Dávila eben warnte, ist es ebenso irreführend, den futuristischen Anthropozentrismus der Mo-

derne bloß durch sein rückwärtsgewandtes Gegenteil zu spiegeln. In der Tat ist die Epoche der Moderne nämlich schon vorbei, sie wurde im Massengrab des letzten Jahrhunderts eilig verscharrt. Die Postmoderne, die darauf folgte, ist eine ideologisch reaktionäre Phase, die noch vollkommen unverstanden scheint. Ich werde gleich tiefer in diesem Morast stochern und vermutlich große Verwirrung oder Überraschung auslösen.

Zurück zur Tradition. Zurück zur Tradition? Was meinen wir überhaupt damit? *Traditio* bedeutet das Weitergeben. Der Begriff selbst weist also eigentlich gar nicht zurück. Die Tradition als blindes Übernehmen von Vorhandenem auszulegen, ist ein Mißverständnis. Es geht darum, etwas aufzubauen und weiterzugeben.

Richard Weaver bietet eine gute Unterscheidung dieser zwei verschiedenen Zugänge zur Tradition an: Das populäre Mißverständnis entspräche bloßer Götzenanbetung der Umstände, *die einige der primitivsten, engstirnigsten und schädlichsten Einstellungen der Menschheit hervorgebracht hat. Es gibt eine Anbetung der Tradition und der Umstände, die bloß Angst, Mißtrauen, Mangel an Vorstellungskraft ist, die man zu Recht „Reaktion“ nennt. Man darf nicht hoffen, daß aus einer derart*

*negativen Einstellung Gutes hervorgeht. Die andere Einstellung jedoch ist zugleich ehrfürchtig und kreativ; sie erweist eher dem Geist als dem Götzenbild Respekt [...]. Der freie Wille wäre offensichtlich ohne Bedeutung, wenn die Welt gänzlich unberührt von uns bliebe. Einige Dinge müssen wir verändern, doch wir sollten sie nicht aus Hybris oder besinnungsloser Anmaßung verändern.*³²**

Ich habe schon letzthin die Form als Fossil verblichener Inhalte diskutiert. Die Form verdient eine gewisse Ehrfurcht, so wie dies bei den Gräbern Verstorbener ist. Doch ist es irrig, bloß die Formen zu kopieren, in der Hoffnung verlorene Inhalte so wiederzubeleben. Das wäre eine Art politisches Voodoo, das an den Friedhof der Kuscheltiere erinnert. Unsere Kriege werden nicht dadurch humaner werden, daß wir die Rekruten in alte Ritterrüstungen stecken.

Julius Evola bringt ein schönes Bild aus einer alten Legende: Dämonen belagern eine Stadt, fürchten sich aber vor der Stadtmauer, von der eine warnende Posaune erklingt. Als sie jedoch bemerken, daß es nur der Wind ist, der der Posaune den Ton entlockt, greifen sie mit umso größerem Übermut an. *Riten, Einrichtungen, Gesetze und Sitten können noch eine Zeitlang fortbestehen, aber ihre Bedeutung ist verloren, ihre Kraft*

ist gelähmt. Sie sind sich selbst überlassen; aber da sie sich selbst überlassen sind, verweltlichen sie, zerbröckeln sie wie ausgedörrter Ton, trotz aller Bemühungen von außen, also mit Gewalt, die verlorene Einheit aufrechtzuerhalten; sie verzerren und verändern sich immer mehr. *³³*

Die guten Sitten

Eng verbunden mit dem Rückgriff auf die Tradition ist das Bemühen um die Moral. Ich zweifle auch nicht daran, daß die gegenwärtige „Krise“ Ausdruck tiefer liegender moralischer Krisen ist. Wir sagen ja ganz sprichwörtlich, daß Unsitten eingerissen sind, also schädliche *mores*.

Doch greift es wiederum zu kurz, diese Unsitten als Ursache anzusehen und moralistische Predigten zu halten. Es ist keine Erklärung, von Gier zu sprechen, wir müssen uns fragen, warum die Gier, eine der ewigen menschlichen Schwächen, bestimmte Wege geht, bestimmte Türen vorfindet, zu bestimmten Zeitpunkten Überhand zu nehmen scheint, warum die Gier bestimmter Menschen lohnt und die anderer vereitelt wird. Der Moralismus ist oft bloß ein Versuch, die Menschen leichter handhabbar und regierbar zu machen, um der Gier

bestimmter Gruppen freie Bahn zu schaffen, indem die Konkurrenz auf diesen Bahnen reduziert wird.

Um wieder bei Evola nachzuschlagen: *Auch die sogenannte Sittenverderbnis im profanen, bürgerlich-moralistischen Sinne kann man nicht als Ursache für den Verfall von Kulturen anführen. Die Sittenverderbnis kann höchstens eine Folge, ein Kennzeichen, aber niemals die wahre Ursache sein. Und fast immer muß man mit Nietzsche sagen, daß dort, wo die Sorge um eine „Moral“ auftaucht, schon ein Verfall besteht [...]. Besonders die fernöstlichen Überlieferungen haben ganz deutlich den Gedanken dargelegt, daß die Moral und das Gesetz im allgemeinen [...] dort entstehen, wo man die „Tugend“ und den „Weg“ nicht mehr kennt: „Geht der Weg verloren, bleibt die Tugend; geht die Tugend verloren, bleibt die Ethik; geht die Ethik verloren, bleibt das Recht; geht das Recht verloren, bleibt die Sitte. Die Sitte ist nur die Außenseite der Ethik und bezeichnet den Anfang des Verfalls.“⁽³⁴⁾*

Linke Reaktion

Wenn von bestimmten Institutionen, wie Tradition und Moral, nur noch versteinerte Formen geblieben sind, ist es ganz unvermeidlich, daß sich eine Zerstörungswut aufbaut. Wenn Ideale zu bloßen Fassaden verkommen, geht der Re-

spekt verloren. So wie eine enttäuschte Liebe schnell zu Haß wird, wird enttäuschter Respekt schnell zu Verachtung. Wenn nur noch der Wind die Posaunen einer stolzen Vergangenheit zu blasen scheint, fühlt sich der Spätgeborene schnell überlegen und übermütig. Erleichtert reißt er ein, was ihm morsch scheint.

G.K. Chesterton belächelt zu Recht solche „Revolutionäre“: *Wir lesen heute oft vom Mut und von der Kühnheit, mit der irgendein Rebell eine altersgraue Tyrannei oder einen antiquierten Aberglauben attackiert. Es erfordert nun wirklich keinen Mut, alte und antiquierte Dinge anzugreifen, genauso wenig, wie es Mut erfordert, seine Großmutter zu bekämpfen. Der wirklich mutige Mann ist jener, der Tyrannen widersteht, die jung wie der Morgen, und Aberglauben, die frisch wie Frühlingsblumen sind.* ⁽³⁵⁾

Die Moderne entsteht als Reaktion auf eine degenerierte Tradition. Das Faszinierende ist, daß sämtliche Revolutionen, die die Epoche der Moderne einläuteten, reaktionäre Stoßrichtung hatten. „Reaktionär“ nennt man heute gerne den, dem man vorwirft, „die Uhr zurückdrehen“ zu wollen, um zu einer reineren Vergangenheit zurückzukehren.

Die Renaissance, die oft als ideengeschichtlicher Beginn der Moderne angesehen wird, war eine bewußte Orientierung an

der Antike, die Gegenwart wurde als verkommen betrachtet. Die Wiedergeburt (*re-naissance*) der antiken Reinheit sollte den Verfall stoppen und zu neuer Blüte führen.

Der Republikanismus in Großbritannien hingegen bezog sich auf eine fiktive angelsächsische Ära der Freiheit. Die Revolution sollte zu dieser Tradition zurückkehren. Dieses Motiv fand sich auch noch in den Vereinigten Staaten: Thomas Jefferson sah die junge Republik ebenfalls in den Fußstapfen der heldenhaften Angel-Sachsen. Er schlug vor, im Siegel der amerikanischen Republik die angelsächsischen Häuptlinge Hengist und Horsa abzubilden.

Die protestantische Revolution schließlich wollte zu einem reineren Urchristentum zurückkehren. Luther war tiefreaktionär, er wollte die Kirche nicht „modernisieren“, sondern nach dem Vorbild einer reineren Vergangenheit säubern.

Die französische Revolution hatte Jean-Jacques Rousseau zum Wegbereiter, der ebenso ein Reaktionär durch und durch war. Er lehnte die „moderne“ Zivilisation ab und forderte ein Zurück zur Natur und zu ursprünglicheren Formen des Zusammenlebens. Der Sozialismus schließlich wies von Anfang an eine sehr reaktionäre Ader auf.

Sobald die Moderne wirklich da war, voll ausgeformt als notwendiges Ergebnis der Revolutionen, mißfiel sie den Revolutionären. Die reaktionäre Grundstimmung wurde immer heftiger. Der Inbegriff der Moderne, der Liberalismus, der ansetzte die neuen Freiräume mit einer beispiellosen Produktivität zu füllen, bekam den ganzen frustrierten Haß ab.

Der wohlversorgte Massenmensch langweilte sich, haßte seine Versorger aus ganzem Herzen und gab sich unter der Führung neuer Revolutionäre den tödlichen Illusionen des letzten Jahrhunderts hin. Die Gewinner im Widerstreit zwischen diesen Illusionen durften sich mit dem Fortschritt identifizieren (denn der Fortschritt ist nun einmal das, was sich durchsetzt) und übernahmen die Rechte am Begriff „links“ von den verschwundenen Liberalen und überließen den Unterlegenen den Begriff „rechts“.

Nach diesem Trauma darf die Moderne also als beendet gelten. Neue Revolutionäre formierten sich und prägten die Postmoderne. Diese postmoderne „Linke“ ist ein eigenartiges Phänomen. Ihre Anziehungskraft liegt ganz offensichtlich in verklausulierten reaktionären Inhalten, die im Wesentlichen über den Rückgriff auf nichtwestliche Kulturen eingeschleust

werden. Als Tarnkappe nutzt die Postmoderne gezielt unverständliches Geschreibsel.

Die gehäufte Verwendung des Begriffs „reaktionär“ soll bitte nicht als Polemik mißverstanden werden, sondern als Beschreibung. Einer der ganz wenigen, der diesen Begriff positiv für sich selbst annahm, war übrigens unser treuer Begleiter in diesen Scholien: Nicolás Gómez Dávila. Man darf sich von der heutigen links-lechts-Einordnung nicht verwirren lassen. Der berühmte kolumbianische Schriftsteller Gabriel García Márquez meinte einmal: *Wäre ich nicht Kommunist, ich dünkte ganz wie Gómez Dávila.*

Die postmoderne „Linke“ leidet sichtlich an der Moderne. Denker wie Lyotard und Derrida beklagten, die Unzugänglichkeit Wahrheit. Sie litten geradezu an deren *absence ardente*, an einem brennenden „Wahrheitsentzug“. Derrida sprach von den „verwehten Spuren“ der Erkenntnis. Viel schmerzhafter noch als die theoretische Problematik der Erkenntnisunmöglichkeit wiege die praktische Problematik des verloren gegangenen Lebenssinns.

Der Postmodernismus beginnt als Kritik der Aufklärung und des übersteigerten Rationalismus, endet jedoch als traumatischer Identitätsverlust, als sinnleere Multioptionalität des

Seins. Der Terror des „Monon“, des einheitlichen Denkens, wird so bloß abgelöst von der Diktatur des Relativismus.

Doch im Kern scheint im postmodernen Denken schon dessen Überwindung angelegt zu sein, Lyotard selbst sieht die Möglichkeit von erhabenen, nicht einordbaren Ereignissen, die die totale Pluralität erschüttern und den Konsensdiskurs des Mittelmaßes durchbrechen.

Die Theologin Prof. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, die mir half, die Postmoderne besser zu verstehen, stimmte mir zu, daß man die Destruktivität der postmodernen Denker ein wenig als reinigendes Gewitter betrachten kann. Darin schlummert ein reaktionäres Programm zur Überwindung der Moderne.

Aufbegehren

Die gesamte moderne Linke ist paradoxerweise antimodern. All ihr Aufbegehren ist reaktionär. Das Aufbegehren ist stellenweise so heftig, weil es einem uneingelösten Versprechen der Geschichte gleicht. Die letzte Eruption in unseren Breiten war jene der 1960er-Jahre.

Die Stimmungslage bringt Hermann Hesse in seinem Roman Steppenwolf gut auf den Punkt, der unglaublich prägend für

diese Generation war: *Wenn ich eine Weile ohne Lust und ohne Schmerz war und die laue fade Erträglichkeit sogenannter guter Tage geatmet habe, dann wird mir in meiner kindischen Seele so windig weh und elend, dass ich die verrostete Dankbarkeitsleier dem schläfrigen Zufriedenheitsgott ins zufriedene Gesicht schmeiße und lieber einen recht teuflischen Schmerz in mir brennen fühle als diese bekömmliche Zimmertemperatur. Es brennt alsdann in mir eine wilde Begierde nach starken Gefühlen, nach Sensationen, eine Wut auf dies abgetönte, flache, normierte und sterilisierte Leben und eine rasende Lust, irgend etwas kaputt zu schlagen, etwa ein Warenhaus oder eine Kathedrale oder mich selbst, verwegene Dummheiten zu begehen, ein paar verehrten Götzen die Perücken abzureißen, ein paar rebellische Schulbuben mit der ersehnten Fahrkarte nach Hamburg auszurüsten. Denn dies hasste, verabscheute und verfluchte ich von allem doch am innigsten: diese Zufriedenheit, diese Gesundheit, Behaglichkeit, diesen gepflegten Optimismus des Bürgers, diese fette gedeihliche Zucht des Mittelmäßigen, Normalen, Durchschnittlichen.* *³⁶*

Die existentielle Unbehaglichkeit des Menschen, der sich stets gegen seine momentane Moderne auflehnt, kann eine Zeit lang eingeschläfert werden, doch wacht sie dann umso hungrier auf, hungrig auf ein Leben, das es wert ist, gelebt zu werden. Diese Ausbrüche sind zuerst literarisch, ideologisch,

sodann auch physisch. In André Bretons surrealistischem Manifest können wir schon 1930 jene Zeilen nachlesen, die dann 1968 in deutscher Übersetzung erscheinen, um schließlich mit ähnlicher Verspätung vom Leben in Schlagzeilen „übersetzt“ zu werden: *Die einfachste surrealistische Tat besteht darin, mit Revolvern in den Fäusten auf die Straße zu gehen und blindlings, solange man kann, in die Menge zu schießen. Wer nicht einmal im Leben Lust gehabt hat, auf diese Weise mit dem derzeit bestehenden elenden Prinzip der Erniedrigung und Verdummung aufzuräumen – der gehört eindeutig selbst in diese Menge und hat den Wanst ständig in Schusshöhe.**(37)*

Habermas

In ihren ruhigeren Phasen meditiert die Postmoderne bloß über die *Geworfenheit* (so Martin Heidegger) in die sinnleere Welt der Moderne. Jean-François Lyotard beschreibt das Ende der großen Erzählungen und da klingt doch auch etwas Wehmut mit. Ein weiterer wichtiger Denker der postmodernen „Linken“ ist Jürgen Habermas. Für ihn sind moderne Gesellschaften ebenfalls dadurch gekennzeichnet, daß die tradierten Erzählungen an Kraft verloren haben und die daher *ihre Normativität aus sich selber schöpfen* müssen.

Habermas ist übrigens der Doktorvater von Hans-Hermann Hoppe, der die Kritik an der Moderne konsequent weiterführt und scheinbar das Lager wechselt. Er tritt in die Tradition von Murray N. Rothbard, der die Ökonomie der Wiener Schule mit naturrechtlichen Ansätzen verbindet, und rechnet in einem vielbeachteten Buch^{38} mit der Religion der Moderne, dem Demokratismus, ab. Falls dies wieder zu sehr nach Polemik klingt, möchte ich auf den hochinteressanten Umstand hinweisen, daß ausgerechnet Habermas die Rolle eines Theologen der Demokratie übernommen hatte. Habermas hatte aus seiner Analyse der Moderne nämlich geschlossen, daß gar keine andere Wahl bliebe, als ihr eine solche scheinbar weltliche Religion zu verpassen, denn die traditionellen Religionen hätten (leider?) nicht mehr die nötige Kraft.

Die Stimmungslage der postmodernen Linken erinnert in frappierender Weise an ähnliche Gemütslagen im viktorianischen Zeitalter. Houghton zitiert die verzweifelte Stimmung in seinem Buch *The Victorian Frame of Mind* mit jenem wunderbar abgründig-ironischen Satz: *Wir müssen zu Gott beten, daß er uns an irgend etwas glauben lasse – an etwas, für das wir leben können und für das wir sterben würden. Dann werden wir in unserer Generation bereit und fähig sein, Gutes zu tun.*^{39}

Analyse versus Synthese

Mit dem Ende der Moderne im letzten Jahrhundert ging, wie bereits angedeutet, das kurze Zeitalter des Bürgertums zu Ende. Damit geriet auch die moderne Rationalität in die Krise. Erinnern wir uns, daß die Kritik an der Rationalität seit Beginn der Moderne ein dominantes Motiv ist. Die postmoderne Rationalität weist eine andere Struktur auf, die in gewisser Weise eine Reaktion auf das Denken der Moderne darstellt und es gewissermaßen durch Zersetzung überwinden will. Ich möchte zur Erläuterung die Diskussion über Analyse und Synthese aus vergangenen Scholien wieder aufgreifen.

Panayotis Kondylis, den wir schon eingangs kennengelernt haben, verdanke ich eine interessante Beobachtung. Er kontrastiert das Denken des bürgerlichen Zeitalters mit jenem des Zeitalters der Masse – dieses treibt die Moderne auf ihre Spitze und beendet sie damit.

Die Denkfigur der Gegenwart nennt er die analytisch-kombinatorische, während er die bürgerliche Geisteshaltung, synthetisch-harmonisierend nennt: *Bürgerliches Denken war grundsätzlich bestrebt, das Weltbild aus einer Vielfalt von unterschiedlichen Dingen und Kräften zu konstruieren, die zwar isoliert betrachtet sich im Gegensatz zueinander befinden (können), doch*

in ihrer Gesamtheit ein harmonisches und gesetzmäßiges Ganzes bilden, innerhalb dessen Friktionen oder Konflikte im Sinne übergeordneter vernünftiger Zwecke aufgehoben werden. [...] Wesentlich anders verhält es sich bei der analytisch-kombinatorischen Denkfigur. Hier gibt es keine Substanzen und keine festen Dinge, nur letzte Bestandteile, die durch konsequente Analyse ermittelt werden, Punkte oder Atome, deren Wesen und Existenz eigentlich nur in ihrer Funktion besteht, d.h. in ihrer Fähigkeit, zusammen mit anderen Punkten oder Atomen immer neue Kombinationen einzugehen. Daher kann hier von Harmonie, die auf mehr oder weniger festen Beziehungen zwischen Teilen und Ganzem beruht, keine Rede sein; es kommen nur Kombinationen vor, die ständig durch neue und prinzipiell gleichwertige ersetzt werden. Alles kann und darf im Prinzip mit allem kombiniert werden, denn alles befindet sich auf derselben Ebene, und es gibt keinen ontologischen Hintergrund, der den Vorrang bestimmter Kombinationen vor anderen sicherstellen würde. [...] Die Ablösung der synthetisch-harmonisierenden Denkfigur durch die analytisch-kombinatorische erfolgte in demselben Zeitraum wie die Verdrängung des klassischen bürgerlichen Liberalismus durch die Massendemokratie – und diese Veränderung vollzog sich ihrerseits vielfach als Umdeutung und Wandlung des Liberalismus im Sinne der

*Massendemokratie, nicht immer als offener und programmatischer Konflikt zwischen den beiden.**(40)*

Konstruktivismus

Diese längeren Ausführungen möchte ich anhand eines erkenntnistheoretischen Konfliktfeldes illustrieren. Mein Unterstützer Michael Twardosz ärgert sich ein wenig über einen Kommentar meines Kollegen Eugen M. Schulak, der den Konstruktivismus unlängst in der gebotenen Kürze einer Zeitungsglosse abfertigte.*(41)*

Ich habe schon vor einiger Zeit eine ähnliche Ermahnung von Rüdiger Stamm erhalten, als ich in einer Analyse den Konstruktivismus ebenfalls in die Nähe des Relativismus rückte. Herr Stamm schickte mir einen Text von Nikolas Luhmann, den ich noch immer nicht verdauen konnte und wohl noch ein paar Mal durchkauen muß. Luhmann habe ich, seit ich mich in meiner Studienzeit schon etwas mit ihm quälte, immer im Verdacht, daß die Mühe nicht wirklich lohnt. Ich fand bei ihm zwar brillante Beobachtungen, aber die theoretische Auslegung derselben war mir immer etwas zu „konstruiert“. Michael Twardosz schickt mir wesentlich leichter

verdaubare Texte von Gerhard Roth, der mir aber trotzdem nicht viel geheurer ist.

Nun ist der Themenbereich auch so komplex, daß ich den Leser an so fortgeschrittener Stelle meiner Scholien nicht über Gebühr quälen möchte und muß es einstweilen bei einer kleinen Illustration lassen, die der Sache sicher nicht gerecht wird. Aber ich verspreche, wieder darauf zurückzukommen.

Das klassische Beispiel für das Problem objektiver Erkenntnis ist die Geschichte vom Elefanten und den Blinden. Es handelt sich um eine uralte, indische Geschichte, die insbesondere in der Sufi-Tradition immer wiederkehrt (auf die ich auch noch zu sprechen kommen möchte).

Jeder Blinder betastet den Elefanten an einer anderen Stelle und erhält einen gänzlich anderen Eindruck. Die Subjektivität der Eindrücke stelle hierbei nicht die Objektivität des Gegenstandes in Frage, darum sei es, vereinfacht gesprochen, auch verfehlt, den Konstruktivismus als Relativismus zu interpretieren. Und doch scheint es hier keine „objektiv wahre“ Erkenntnis im Sinne einer über den Kontext erhabenen „einzigen Wahrheit“ zu geben.

Nun scheint mir diese Interpretation eine Folge des postmodernen Übergangs von der Synthese zur Analyse zu sein. Die

synthetisch-harmonische Denkweise würde den Elefanten aus den subjektiven Eindrücken als „objektives Ganzes“ zusammenfügen. Die analytisch-kombinatorische Denkweise zerlegt den Elefanten hingegen in subjektive Einzelwelten, die nur noch im Rahmen eines „Diskurses“ aufeinander stoßen können. Dieser „Diskurs“ solle dadurch „herrschaftsfrei“ sein, daß kein Kontext über den anderen zu stellen ist, was sich praktisch genauso wie ein Relativismus manifestiert, nämlich, da niemand den Elefanten als Ganzen ertastet hat, man diesen als nicht eigentlich existent annimmt. Relevant sei nur das Konstrukt des Wesens, auf das sich die Blinden im Diskurs einigen können.

In gewissem Sinne ist der Konstruktivismus damit natürlich die „realistischste“ Erkenntnistheorie. Relevant ist in der Massendemokratie tatsächlich nur mehr das, worüber „Konsens“ herrscht. Der Leser sei aber an die Diskussion des „Realismus“ an früherer Stelle in dieser Ausgabe erinnert. Er gerät leicht zur selbsterfüllenden Prophezeiung, d.h. in diesem Falle Legitimierung der Massendemokratie mit ihrer beliebigen Konstruierbarkeit des Rechts, der Gesellschaft und schließlich des Menschen.

Für mich existiert der Elefant unabhängig davon, was die Blinden ertasten; selbst wenn ich der Blindeste unter den Blinden wäre. Diese Orientierung an der Wahrheit bedeutet nicht, daß es nur eine, einzig gültige Wirklichkeit gibt, wenn wir als Wirklichkeit die jeweilige konkrete Wirkung der Wahrheit bezeichnen.

Nazi-Sozis

Nachdem ihre Geister gleich einem Damoklesschwert wohl über den Scholien schweben, seit ich den Leser mit nordischen Mythen quälte, muß ich sie natürlich noch ansprechen, um diese Geister zu vertreiben: Die Nazi-Sozis.

Ich kürze sie stets so ab, denn diese Abkürzung verwendeten die National-Sozialisten selbst, wie das 1932 erschienene Buch mit dem Titel „Der Nazi-Sozi“ beweist. Autor war ein gewisser Goebbels. „Nazi“ alleine verwendete hauptsächlich die US-Propaganda, da es sich um eine Verballhornung von Ignaz handelt. Man wollte wohl auch die Sozi-Bündnisgenossen nicht vergrämen.

Ich schweife noch kurz ab, um den Leser noch ein bißchen zu verwirren und vielleicht ein bißchen zu erschrecken. Das halte ich für meine Pflicht.

Die Veden habe ich studiert, nachdem ich vor kurzem wieder einmal den Hare Krishnas in *Venice Beach* begegnet bin. *Venice Beach* ist der berühmte Hippie-Strand in Los Angeles. Dort haben Reste der Hippiekultur überlebt. Diese Kultur ist ein faszinierender Inbegriff für das, was ich mit „linker Reaktion“ meine. Die *Hare Krishna*-Bewegung floriert im Nahebereich der Hippiekultur. Der Name kommt von einem Mantra aus Lobpreisungen, das in etwa einem indischen *allahu-akbar* entspricht. Auch im Hippie-Film *Hair* war diese Lobpreisung zu hören.

Ich habe mich auch ein wenig mit dem Gründer der Hare Krishna Bewegung auseinander gesetzt, A.C. Bhaktivedanta Swami Prabhupada. Dabei stieß ich in dessen Schriften auf eine abgrundtiefe Verachtung für Hippies. Seine Ansichten sind natürlich alles andere als das, was man heute unter „links“ assoziieren würde. In Sachen Sittenlehre ist er strenger als der größte „Fundi“.

Und jetzt kommt es ganz dick: Die *Bhagavad-gītā*, jene Schrift, die für die Hare Krishnas ganz besondere Bedeutung hat, führte Heinrich Himmler immer bei sich. Bevor der Leser sich nun übermütig darüber freut, die Hippies als Nazi-Sozis überführt zu haben, muß ich daran erinnern, daß wir

uns in diesen Scholien schon recht ausgiebig mit der *Bhagavad-gītā* befaßt haben.

Kurz durchatmen. Warum hatte Himmler diese Schrift bei sich? Darin berät Kṛṣṇa den Fürsten Arjuna. Dieser hat sehr menschliche Bedenken, in den Krieg zu ziehen. Kṛṣṇa klärt ihn daraufhin über die Berufung des Kriegers auf. Daß Himmler diese Schrift bei sich hatte, darf als Zeichen verbliebener Funken von Menschlichkeit gewertet werden. Schließlich handelt die Schrift von den Gewissensbissen dessen, der den Tod anderer Menschen verschuldet.

Bei jedem Streifzug durch das Denken der Menschheit, der sich keine Scheuklappen anlegt, werden wir auf Nazi-Sozis stoßen. Ihre Popularität lag gerade darin, einen so großen Ausschnitt von Gedanken und Stimmungen einzufangen, daß sie praktisch jede Tradition berühren. Man muß sich daran erinnern, daß die Nazi-Sozis eine Popularität genossen, von der heutige Politiker nur träumen können.

Wenn *ich* so etwas sage, ist das natürlich nicht als Kompliment gemeint (aufatmen!). Popularität in einem Zeitalter der Illusionen ist in der Regel als negativ zu bewerten. Wie Ortega y Gasset so schön bemerkt: *Cuando veo que hacia un hombre o grupo se dirige fácil e insistente el aplauso, surge en mí la vehe-*

mente sospecha de que en ese hombre o en ese grupo, tal vez junto a dotes excelentes, hay algo sobremanera impuro.⁽⁴²⁾ – Wenn ich sehe, daß ein Menschen oder eine Gruppe leicht und beharrlich Beifall findet, kommt in mir der starke Verdacht auf, daß in diesem Menschen oder dieser Gruppe, womöglich neben ausgezeichneten Talenten, etwas überaus Unsauberes vorhanden ist.

Nun klingt es nicht sonderlich überraschend, daß man auf reaktionären Pfaden, und seien sie auch „links“, den Nazi-Sozis über den Weg läuft. Daß die Nazi-Sozis „reaktionär“ waren, wissen wir doch, seit wir den Märchen von Onkel Stalin gelauscht haben.

Die Nazi-Sozis waren jedoch genau wie ihre roten Geschwister Vertreter der sogenannten politischen „Mitte“, die Mitte verschiebt sich eben bloß mit der Zeit. „Pragmatiker“ können daher gar nicht anders denn als nützliche Idioten stets den aktuellsten Pragmatikern der Macht auf den Leim zu gehen.

Politisch traten die Nazi-Sozis ursprünglich mit einer für die damalige Zeit gesellschaftsliberalen Programmatik auf („gegen rechts!“ – O-ton Hitler). Forderungen umfaßten die Zivilehe, die Ehescheidung und säkulare Schulen. Die Deutsche Arbeiterpartei Österreichs, die Vorläuferorganisation der NSDAP

formulierte auf ihrem Reichsparteitag 1913: *Wir sind eine freiheitliche völkische Partei, die mit aller Schärfe die rückschrittlichen Bestrebungen, die mittelalterlichen, kirchlichen und kapitalistischen Vorrechte [...] auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bekämpft.*⁴³

Sie nahmen also in der Mitte der Gesellschaft Platz, lauschten auf die reaktionären Sehnsüchten und verpackten ihre Antworten „progressiv“. Denn niemand hört es gerne, nachdem er das Lager abgebrochen hat, daß der Gipfel eine Illusion war. Dann schlottern die Gipfelstürmer peinlich in der Gegend herum. Wer zugleich ihre Sehnsucht nach Heimkehr zum Lager und nach dem Abenteuer des Aufstiegs befriedigen kann, dem laufen sie blindlings nach.

Womöglich besteht auch darin die therapeutische Heldentat zur Gesundung der Gesellschaft, in der sich die allerbesten *kṣatriyas* messen dürfen: Den Wiederaufbau des Basislagers als herrlichsten Gipfelsturm schmackhaft zu machen. Ein Gipfel mit Lagerfeuer, Regenschutz und heißem Tee.

Die Heimkehr

Die Postmoderne, oder ist es schon die Postpostmoderne?, unsere Zeit also, erscheint mir als eine solche Zeit der Sehn-

sucht nach Heimkehr. Diese Sehnsucht springt mich aus der Kultur unserer Zeit an. Die Musik und Literatur frenetischer Zerstörungsabsicht bäumt sich noch ein wenig auf, weicht aber langsam ruhigeren Motiven sehrender Melancholie.

Julius Evola spricht vom Nihilismus als einer letzten Manifestation einer Euphorie von Schiffsbrüchigen. Diese Euphorie interpretiere ich als den kurzen Moment der Lust und des Triumphes über der Zerstörung eines Spielzeugs, auf die stets die Langeweile folgt, womit die Euphorie dann rapide abklingt.

Mein Freund Andreas Pizsa macht mich auf ein aktuelles Lied der populären Gruppe Silbermond aufmerksam. Ein rührendes Liedchen mit dem Titel *Irgendwas bleibt*:

*Sag mir, dass dieser Ort hier sicher ist und alles Gute steht hier still.
Und dass das Wort, das du mir heute gibst, morgen noch genauso gilt.
Diese Welt ist schnell und hat verlernt beständig zu sein.
Denn Versuchungen setzen ihre Frist.
Doch bitte schwör, dass wenn ich wieder komme,
alles noch beim Alten ist.
Gib mir ein kleines bisschen Sicherheit
in einer Welt in der nichts sicher scheint.
Gib mir in dieser schweren Zeit irgendwas das bleibt.
Gib mir einfach nur ein bisschen Halt.*

Und wieg mich einfach nur in Sicherheit.

Hol mich aus dieser schnellen Zeit.

Nimm mir ein bisschen Geschwindigkeit.

Gib mir was.. irgendwas, das bleibt. [...]

Ich höre kaum deutschsprachige Musik, habe das Aufkommen solcher Textmotive des Weltschmerzes aber schon seit einiger Zeit in zeitgenössischem, französischsprachigem Liedgut beobachtet. Zur Illustration möchte ich einen zeitgenössischen Sänger vorstellen: Damien Saez besingt eine *génération ratée*, eine misslungene, verratene und verlorene Generation. Diese Generation ist sehr wütend. Sie ist wütend über das „System“, über die Unstimmigkeiten ihrer Zeit:

Sous les ruines d'un dieu

On se souvient [...]

les rêves de liberté

D'amour et de paix [...]

Nous ne voulons plus de vos

solutions

Il n'y a plus de rêves pour cette

génération

Unter den Ruinen eines Gottes

erinnert man sich [...] an die

Träume von Freiheit, Liebe und

Frieden. [...]

Wir haben genug von euren

Lösungen. Es gibt keine

Träume mehr für diese Generation.

Doch noch wütender ist diese belogene Generation über sich selbst. Wütend darüber, zu den Verführten zu gehören und

nicht einmal die Worte zu besitzen, dies ausdrücken zu können:

*Encore une soirée où la jeunesse France
Encore elle va bien s'amuser puisqu'ici rien n'a de sens
Alors on va danser faire semblant d'être heureux
Pour aller gentiment se coucher mais demain rien n'ira mieux
Puisqu'on est jeune et con
Puisqu'ils sont vieux et fous [...]
Puisqu'on est que des pions
Contents d'être à genoux
Puisque je sais qu'un jour nous gagnerons à devenir fous*

Wieder ein Abend, an dem sich das junge Frankreich
Wieder gut amüsieren wird, weil alles sinnlos ist
Also gehen wir tanzen, um glücklich zu erscheinen
Dann gehen wir brav zu Bett, aber morgen wird es um nichts
besser sein.
Denn wir sind jung und dumm
Denn sie sind alt und wahnsinnig [...]
Denn wir sind nur Untertanen
Zufrieden damit, zu knien,
Denn ich weiß, dass wir es uns auch eines Tages verdienen,
wahnsinnig zu werden

Ein besonders schönes Beispiel, wo sich aus dem Frust über
die Moderne Ansätze einer positiveren, tiefreaktionären Ge-

sinnung finden, ist das im französischsprachigen Kanada bei der Jugend vor einiger Zeit extrem erfolgreiche Lied *Dégénération* (Verfall). Das Video mit englischsprachigen Untertiteln ist sehr zu empfehlen. ﴿⁴⁴﴾

Unterbrechung

Mit Schrecken stelle ich eben fest, daß ich zwar erst bei der Hälfte dessen angelangt bin, was ich hier besprechen wollte, aber das Maß eigentlich schon übertoll ist und langsam ein gewisser Zeitdruck spürbar wird, den ich eigentlich vermeiden wollte. Unbedingt wollte ich noch mit meinem geschätzten Leser teilen, wie sich die „linke Reaktion“, fast unbemerkt vom Westen, im Nahen Osten ausgebreitet hat. Dazu hätte ich aber zuerst den Islam näher analysieren müssen.

Nun gut, so muß ich also das Beste für die nächste Ausgabe aufheben: Nämlich die im Westen gänzlich unverstandenen Hintergründe des Islamismus, die die meisten Leser sehr überraschen werden. Ich werde dazu wieder ein wenig in die Theologie und Ideengeschichte eintauchen müssen; aber auch die „Politik“ wird nicht zu kurz kommen. Die nächsten Scholien werden wohl eine etwas direktere Fortsetzung sein, denn

einige abgründige Pointen sind dem Leser diesmal noch erspart geblieben.

Abonnement

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben und kein Mitglied des Instituts für Wertewirtschaft sind, würde ich mich freuen, wenn Sie diese Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Ab einer Unterstützung von 60€ im Jahr erhalten Sie als Mitglied unseres Instituts auch alle neuen Analysen zugeschickt. Allgemeine und organisatorische Anfragen bitte an info@wertewirtschaft.org, inhaltliche Anregungen und Fragen für die Scholien an scholien@wertewirtschaft.org.